Theologischer Verein HALLE a/S.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 21 Leipzig, den 19. Mai 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

**Inhalt:** Jesus und seine Verwandten — Die religiösen Wurzeln des alten Dogmas — Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden: 4. Blicke in die Gemeinden am Niederrhein — Nero und die Christen: 3 — Aus Karl Geroks Nachlaß: Am Jahresfest eines Frauenvereins — Verschiedenes: Die christliche Glaubenslehre; Berichtigung — Anzeigen

## Jesus und seine Verwandten

1

Unter all dem Schweren, das Jesus Christus zu tragen hatte, war sicherlich nicht das Leichteste, daß seine nächsten Verwandten, seine Mutter (der Vater ist jedenfalls früh gestorben) und seine Geschwister nicht an ihn glaubten. Nicht allein sagt uns das Johannesevangelium offen, daß seine Brüder so zu ihm standen (Joh. 7, 3 f.), sondern die Synoptiker berichten uns auch einen Vorfall, der es unzweifelhaft macht, daß seine Mutter und seine Schwestern mit den Brüdern darin ganz einig waren (Mark. 3, 20 f. 31—35; Matth. 12, 46—50; Luk. 8,19—21).

Als nämlich Jesus einst mitten in seiner Lehrthätigkeit vom Volke rings umdrängt war, kamen die Seinigen, um ihn zu greifen und nach Haus zurückzuführen. Da sie vor dem Volksandrang nicht persönlich mit ihm verhandeln können, lassen sie ihn rufen. Jesus aber lehnt es ab, mit ihnen sich irgend einzulassen, unter der ausdrücklichen Erklärung, daß jeder, der Gottes Willen thue, ihm näher stehe als Mutter, Bruder oder Schwester. Wie erklärt sich dieser Vorgang? Was lehrt er uns für unsre Frage?

Seit der Johannestaufe war Jesus nicht, wenigstens dauernd nicht, in seine Familie, die wahrscheinlich von Nazareth nach Kapernaum übergesiedelt war, zurückgekehrt. In völliger Selbständigkeit, ohne nur irgend auf seine Familie und deren Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, tritt er seinen Beruf an. Der, der bisher gewöhnt war, in engem Kreise seiner kleinen täglichen Pflicht als Handwerker zu leben, der sich in nichts über seine Brüder, seine Standesgenossen zu stellen suchte, der tritt jetzt in die Fußtapfen des Täufers und beginnt eine Wirksamkeit, die ihn binnen kurzem zum Helden des Tages macht. Die Erregung des Volkes durch die Johannespredigt war groß, weit größer die durch die Predigt und Wirksamkeit Jesu. Gleichen Schritt mit der Erregung der Masse hält die Feindschaft der Pharisäer, die sich nicht scheuen, ihn als im Bunde mit dem Obersten der Teufel hinzustellen. Das Volk schwankt; daß er besessen sei und rase, daß er von Sinnen sei, sagten viele (Joh. 7, 20. 8, 48. 10, 19 f.; Mark. 3, 21), andre wollten das nicht glauben.

Worin mochte dieses schlimme Gerücht seinen Anlaß haben, worauf mochte es sich stützen? War es die Bosheit, die ihm das nachsagte? Das war ohne Zweifel bei vielen der Fall. Der tiefe, nur für ein ernstes Gemüt verständliche Sinn seiner Reden, in denen sein hohes Selbstgefühl zum Ausdruck kam, erschien der leichtfertigen Menge wie das Reden eines Wahnwitzigen. Aber nicht seine Worte allein waren dieser Mißdeutung ausgesetzt: die Glut der Begeisterung, mit der er sprach, und die anfangs dem Volke den Ausruf entlockte, er rede wie einer, der Vollmacht hat, die Hingabe an seinen Beruf, die ihn Essen und Trinken vergessen ließ (Mark. 3, 21, 6, 31; Joh. 4, 34), die oft aufflammende Erregung heiliger Leidenschaft, ohne die wir den Herrn uns nicht denken können, das alles bot für den bösen Willen Anhaltspunkte genug, um in ihm auch einen jener damals so zahlreichen Unglücklichen zu sehen. Die Roheit ist rasch fertig mit dem schweren Urteil: Er ist nicht bei sich.

Jene bösen Zungen trugen das unheimliche Gerücht auch in das stille Haus der Jesusmutter und der Jesusbrüder. Und wunderbarerweise fand es hier nicht ernstliche Zurückweisung, sondern Glauben. Woraus erklärt sich das? Man wird nicht sagen können, aus derselben Bosheit, aus der das Gerücht selbst kam. Was die Bosheit erfunden, das glaubt oft der naive, gutmütige Sinn. Ja man könnte denken, die Mutter, die Brüder Jesu, aufs tiefste erschreckt von der furchtbaren Kunde, die fürs Kleinste sorgende Mutter, bewegt durch das für sie Entsetzliche, daß ihr liebster Sohn sich nicht einmal mehr ordentliche Nahrung gönne, getäuscht von der Bosheit, seien in herzlicher Sorge aufgebrochen, um den Sohn und Bruder zurückzuführen, damit er in stiller häuslicher Pflege sich wieder erhole, sodaß also gerade diese Mitteilung nicht irgend auf eine ernste Verstimmung zwischen Jesus und den Seinen hindeute, sondern im Gegenteil auf eine herzliche Fürsorge. Und ohne allen Zweifel lebte in Jesu Verwandten eine unverkennbare Liebe zu diesem Familiengliede, und diese Liebe scheuchte sie wirklich auf, um sich seiner zu bemächtigen. Es heißt doch, sich einfach vom Wortsinn entfernen, indem man ihn auf die Spitze treibt, wenn z. B. Schenkel einst angenommen hat, die Verwandten Jesu hätten sich in den Dienst der pharisäischen Partei gestellt und hätten geradezu einen Ueberfall geplant. Aber das steht fest, daß Jesus sie als Ungläubige behandelt und von ihnen sagt, daß sie nicht den Willen Gottes thun, also nicht an ihn glauben. Und es heißt, den Wortsinn absichtlich schwächen, wenn man sagt, Jesus habe sich nur nicht in seiner Lehrthätigkeit unterbrechen lassen wollen und darum das ablehnende Wort, das keine Schärfe enthielt, gesprochen.

Nein, so viel geht aus dieser Geschichte offenbar hervor: Jesu Verwandte sind nicht seine ausgesprochnen Gegner, sie gehören nicht zu seinen Feinden, aber auch nicht zu seinen Freunden und Anhängern. Sie haben wohl die Liebe zu ihm, die auch einem irrenden, auf Abwege geratenen Familiengliede noch gezollt wird, aber sie haben nicht Glauben an ihn, den Glauben, der das Zeichen der völligen Hingabe und demütigen Unterordnung unter seine heilige Autorität ist. Das Band zwischen Jesus und den Seinen ist nicht zerrissen, aber es ist auch nicht zu dem starken Bande der geistlichen Zusammengehörigkeit, der echten Bruderliebe verklärt.

Woran aber lag dies? Man sollte doch annehmen, daß sie, die von Jugend an in die reine Seele Jesu blicken konnten, am ehesten für seine Wirksamkeit, seine Anforderungen und Verheißungen das richtige Verständnis hätten haben müssen. Im Leben tritt jedoch oft das Gegenteil ein von dem, was die abstrakte Ueberlegung für selbstverständlich hält. „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande" (Mark. 6, 4); auch diese Wahrheit scheint der Theorie nicht zu entsprechen, aber das Leben bewährt sie. Und nach eben dieser Wahrheit finden auch die nächsten Angehörigen nicht den rechten Maßstab für die Beur-

teilung eines sie überragenden Menschen. Weil mit ihnen aufgewachsen, meinen sie, ihn auch gänzlich begreifen und beurteilen zu können. Das Außerordentliche wird oft als eine unberechtigte Durchbrechung der Familienüberlieferung und -Anschauung, als eine Art Verleugnung und Abfall von der Familie empfunden. Die aufs Große gehende Wirksamkeit wird vom nahen Standort aus gar nicht begriffen. So mag es bei den Angehörigen Jesu auch der Fall gewesen sein. Sie begriffen ihn nicht. In seinem ganzen, von ihnen sicher mit gespanntester Teilnahme beobachteten Wirken fehlt ihnen Sinn und Ordnung. Sie gehören als fromme Juden durchaus den konservativen Elementen des Volkes an. Die Pharisäer sind ihnen achtenswerte Autoritäten, die heiligen Ueberlieferungen unantastbar. Aber die Pharisäer greift Jesus ohne Scheu an, und vor den Ueberlieferungen scheint sein vordringender Geist oft nicht Halt zu machen. Er ist ihnen gänzlich unverständlich. Nicht mit Hoffnung, nur mit Sorge können sie ihm zusehen. Sie trauen ihm nichts Schlechtes zu, aber es scheint ihnen fast wie die Lösung des Rätsels, wenn die Leute von ihm sagen, er sei außer sich. Es wird an Gegenvorstellungen, ernsten Vorwürfen gegen ihren Bruder bei den Brüdern, an dringenden Bitten und ängstlichen Klagen gegen den Sohn bei der Mutter nicht gefehlt haben — nutzlose Auseinandersetzungen, wie uns das Johannesevangelium Kap. 7, 1 f. eine vorführt. Auf der einen Seite war er ihnen zu zurückhaltend, auf der andern zu herausfordernd; als Brüder hielten sies wohl für Pflicht, ihm zu raten, ihn zu warnen. Umsonst, Jesus ging seinen Weg.

Das ist etwa das Verhalten der Verwandten zu Jesu. Sie sagen sich nicht los von ihm, aber sie bekennen sich auch nicht zu ihm. Sie hassen ihn nicht, aber sie ärgern sich an ihm. Erst nach Jesu Tod finden wir sie unter den Bekennern des Herrn (Apostelgesch. 1, 14). Niemand wird die Geschichte ihrer Bekehrung schreiben.

2

Daß Jesus an dieser ablehnenden Stellung seiner Verwandten schwer trug, das läßt sich bei seinem zarten Herzen ohne weitres annehmen. Ein Sohn, der so treu gehorcht wie der Jesusknabe (Luk. 2, 51), wächst auch in der Liebe an der Eltern Herz. Wie hoch Jesus auch als Mann die Liebe zu den Eltern und Geschwistern zu schätzen weiß, geht aus einem Worte hervor wie diesem: „Moses hat gesagt: Ehre deinen Vater und deine Mutter, und wer Vater oder Mutter flucht, soll des Todes sterben. Ihr aber sagt: Wenn ein Mensch zu Vater oder Mutter sagt: Korban, d. h. eine Opfergabe, soll sein, was du von mir haben könntest, den lasset ihr für Vater oder Mutter nichts mehr leisten. So thut ihr das Wort Gottes aus mit eurer Ueberlieferung, die ihr weiter gabet, und noch allerlei dergleichen thut ihr“ (Mark. 7, 10—13). Wer so von den Pflichten gegen die Eltern dachte, der wird nicht bloß aus Rücksicht auf die gute jüdische Sitte, die dem Erstgebornen nach des Vaters Tode die Vaterpflichten gegen Mutter und Geschwister auflegte, sich der Seinen angenommen haben. Und das hat Jesus gethan. Die letzten, kurzen, unter Todesschmerzen hervorgestoßnen Worte: „Weib, siehe, das ist dein Sohn — siehe, das ist deine Mutter“ (Joh. 19, 26) übertragen dem Lieblingsjünger Sorgen, denen sich Jesus auch in seinem Wanderleben nicht entzogen hatte. Ob Maria schon als die Glaubende unter dem Kreuze stand oder nicht, kommt dabei nicht in Betracht. Selbst solange sie die Zweifel und Vorurteile noch nicht überwunden hatte, erfüllte Jesus doch an ihr, was das Gewissen gebot: ihr Rat und Stütze an des Vaters Stelle zu sein. Darauf weist das Kreuzeswort unbedingt zurück, und es ist nicht denkbar, daß er erst von dem Augenblicke, wo sich etwa Maria ausdrücklich zu seiner Messianität bekennt, seine Sohnespflichten wieder aufgenommen habe.

Es ist aber schwerlich anzunehmen, daß es zu einer solchen Erklärung überhaupt gekommen ist. Allmählich ist wahrscheinlich Maria, sind auch die Brüder zu einer gereiftern Erkenntnis hindurchgedrungen, sodaß sie sich später der Gemeinde anschließen konnten. Das können wir auf alle Fälle annehmen, daß Jesus



unter allen Umständen den Verkehr mit den Seinen aufrecht erhalten, daß er das lose Band verwandtschaftlicher Liebe nicht absichtlich zerrissen hat. Das setzt jene Erzählung von dem Besuche der Verwandten bei Jesu geradezu voraus. Wenn sie ihn rufen lassen, so erwarten sie auch seine Teilnahme.

Gegen das Ebengesagte spricht nun auch nicht die Entschiedenheit, mit der Jesus den Verkehr unter jenen Umständen ablehnte. Hätte es sich um eine Familienangelegenheit gehandelt, dann hätte schwerlich der Herr die Seinen unverrichteter Dinge heimgeschickt. Er mußte wissen, zwar nicht, welche ganz besondre Absicht sie hergeführt hatte, wohl aber, was das Thema ihres Gesprächs wieder sein sollte, daß sie wieder ihn mit Bitten, Bedenken aller Art bestürmen würden — da giebt Christus in fast feierlicher Weise die Antwort, die unsern Ohren vielleicht hart, den Jüngern aber wie die fröhlichste Botschaft klingt: Wer den Willen Gottes thut, steht ihm näher als Mutter und Bruder und Schwester, und das gilt den Jüngern, die still zu seinen Füßen sitzen.

Die Stellung Jesu zu seinen Verwandten wirft auf seinen Charakter ein helles Licht. Fassen wir zunächst die soeben erörterte Szene ins Auge, so zeigt sich, daß Jesus von aller Sentimentalität weit entfernt ist. Er mußte es wissen, wie vor allem der Mutter das ablehnende Wort wie ein Schwert durch die Seele gehen mußte; sie, die geängstet, aufgeregt von liebevoller Sorge, ein Recht auf den Sohn, eine Pflicht an dem Sohne zu haben glaubt, sie muß sich abweisen lassen! Wie mag die Mutter heimgegangen sein! Jesus erspart ihr den Schmerz nicht. Er kann es nicht. Er weiß, es giebt Lagen, da sind die Worte überflüssig, da kann nur die Zeit lehren, können nur die Thatsachen reden. So tief die Mutter leidet, er muß sie ihrem Leiden überlassen; er würde sich an Gott versündigen, wenn er der Mutter Klage mehr sein ließe, als die Stimme seines himmlischen Vaters. Die ganze Entschiedenheit Jesu, die oft, an schwachem menschlichen Maßstab gemessen, zur Rücksichtslosigkeit wird, tritt hier hervor, aber auch die vollendete Klarheit, mit der er die ganze Lage überschaut. Wie mußte Christus seiner Sache gewiß sein, daß er unter so großen innern Opfern seinen Weg geht, ein einsamer Wandrer, auch von denen verlassen, die ihm wert waren. Leuchtend stand das göttliche: „Ich muß“ in seiner Seele, und sein Auge ließ sich durch nichts davon abziehen! Wenn unser Herr in tiefem Ernst fordert: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert,“ so hat er selbst die Tragweite dieses Wortes durchlebt, er hat gewußt, welche Versuchung in den natürlichen, an sich so berechtigten, ja heiligen Banden lag, er hat einen Kampf durchgefochten, der einem zarten Herzen doppelt bitter ist. Hinter den wenigen Andeutungen, die uns die heilige Schrift in dieser Beziehung giebt, liegt aber für jeden, der das Leben kennt, eine Summe von innern Kämpfen für unsern Herrn, die wir als Opfer, für uns gebracht, hoch anschlagen sollen.

Ein scheinbar geringfügiger Zug im Leben des Herrn, sein Verhältnis zu den Seinen, und doch näher ins Auge gefaßt, zwingt er uns wieder die größte Ehrfurcht vor dem ab, der versucht worden ist, wie wir, doch ohne Sünde. P D

## Die religiösen Wurzeln des alten Dogmas.

Wenn uns Aelteren in unsrer Studienzeit der Wind der Kritik um das Haupt wehte, so waren wir unter seinem Einfluß leicht in Gefahr, das Interesse für Christentum und Kirche zu verlieren und zu meinen, daß die alte Christuslehre ihre Zeit verlebt habe. Die Angreifenden, wie die Verteidiger schienen darin einig zu sein und die Erfahrung schien es zu bestätigen, daß mit der freieren Stellung zur Schrift und zur Kirchenlehre auch die kirchlichen Fragen an Bedeutung verlieren müßten. Zumal die kirchlichen Werke der äußern und innern Mission u. a. schienen bei solcher Stellung nur ausnahmsweise einen Freund finden zu können. Wie hat sich da die Zeit geändert! Wie vielen Studenten der Theologie, und gerade unter den strebsamsten, bin ich begegnet, die der sogenannten Kritik des Alten und Neuen Testaments die weitesten Zugeständnisse machten, die dogmatisch

völlig frei standen und dennoch für das Amt der Kirche, wie ihre freie Liebesarbeit, begeistert waren, die warm und erbaulich predigten, zu den eifrigsten Helfern im Kindergottesdienst gehörten. Wie mit einem Tau schienen sie an den Mast der Kirche festgebunden zu sein, daß die Sirenenstimmen um sie her, die sie wohl hörten, sie nicht locken konnten. Woher diese Erscheinung?

Zunächst ist sie wohl ein Beweis dafür, wie das praktische Christentum die Gemüter beherrscht. Aber ist da noch Christentum, wo man mit den ehrwürdigen Ueberlieferungen der Kirche in so manchem Stück gebrochen hat? So fragte man früher ängstlicher als heute. Heute vereinigt die Arbeit der Liebe, wo die Theologie scheiden würde. Aber freilich auch die Theologie muß dieser Vereinigung nicht widerstreben. Hier ist der Punkt, wo die Bedeutung Ritschls für unsre theologische Jugend am meisten zutage tritt. Mit rückhaltloser Freiheit behandelt er die litterarischen Fragen. Ohne Bedenken übt er Kritik an den verschiedensten Dogmen. Und doch tritt er dem Subjektivismus entgegen durch das entscheidende Gewicht, das er auf die Gemeinde legt. Von dieser geht nach seiner Anschauung alles aus, auf sie ist alles zu beziehen. So ist neben der Freiheit zugleich Gebundenheit, Gebundenheit selbst an die Ausdrücke, in denen frühere Zeiten der Kirche uns ihre Lehre übergeben haben.

Man hat in dem von der sonstigen dogmatischen Anschauung verschiednen Sinn, in dem dieser oder jener Ausdruck gebraucht wird, Unredlichkeit, Falschmünzerei, wie man es nannte, gefunden, mit ebenso wenig Recht, als man seiner Zeit Schleiermacher in wenig geschmackvoller Benutzung seines Namens „Schleiermacherei" vorzuwerfen pflegte. Stellt denn nicht in der That das kirchliche Dogma dem, der wissenschaftlich denkt und dem es Bedürfnis ist, auch das Christentum wissenschaftlich zu erfassen, eine schwere Aufgabe? Oder hat die Theologie, die mit den Mitteln der Wissenschaft ihrer Zeit den Inhalt der Schrift wie des christlichen Glaubens zu vermitteln und darzustellen hat, diese Aufgabe leicht gemacht? Es ist doch wahr, daß Luther, dessen Lebensarbeit es war, für Leben und Lehre in der Rechtfertigung durch den Glauben den Punkt zu gewinnen und zu sichern, in dem die Menschenseele ihren Frieden und ihre Kraft findet, die sogenannten objektiven Dogmen, wie von der Dreieinigkeit Gottes und der Person Christi, aufgenommen hat, wie er sie fand, und wir haben sie, abgesehen von den Versuchen einzelner Theologen, die noch lange nicht Gemeingut geworden sind und werden können, noch immer in der Form, in der sie vor anderthalb Jahrtausenden festgestellt wurden; während sonst auch die formale Philosophie, die zum mindesten hier in Frage kommt, ungeheure Wandlungen durchgemacht hat. Gewiß, auch die alten Formen haben unter der Hand Luthers und vor seinem genialen Blick neues Leben empfangen. Wenn die griechische Orthodoxie die göttliche und menschliche Natur Christi oft wie zwei mathematische Größen neben einander stellt und berechnet, so ist es Luthers Glaubensinteresse, daß der, der in der Krippe liegt, derselbe sei, der zur Rechten des Vaters sitzt. Aber wenn wir dann von dieser Wertschätzung des dogmatischen Inhalts auf die Form sehen, so finden wir in der That nichts andres, als was jene Väter gelehrt haben. Wie sollte man verkennen, daß hier die deutsche Theologie vor andern den höchsten Beruf hat, wie sollte man nicht sehnsuchtsvoll des Theologen warten, der als ein Athanasius seiner Zeit, auf den ewigen Höhen des Christentums und auf der Höhe menschlicher Wissenschaft, den Inhalt unsers Glaubens in dies irdene und doch so herrliche Gefäß menschlichen Denkens dergestalt hineinlegte, daß ihr alle, die das Wehen der Zeit und des Geistes Gottes verstehen, das Zeugnis der Wahrheit geben müssen? Denn nicht darin besteht die Versöhnung von Glauben und Wissen, Christentum und Wissenschaft, daß man einzelne Sätze und Ergebnisse neben einander hält, wägend, vergleichend, nach Befinden Kompromisse schließend, sondern darin, daß das Christentum selbst sich wissenschaftlich darlegt, daß die Wissenschaft sich tüchtig erweist, dem christlichen Gedanken als Organ zu dienen. Jede theologische Arbeit ist ein Stück Apologetik in diesem Sinn und die beste, abschließende nach dieser Seite wird es sein, wenn das Bekenntnis der Kirche in seiner theologischen Darstellung von der wissenschaftlichen Welt des Jahrhunderts als ebenbürtig wird anerkannt werden müssen.

Unvermeidlich ist es, daß auf dem Wege zu diesem Ziel viel Irren und Fehlen vorangehen muß, und es ist gerade bei solcher Sachlage ungerecht, von vorn herein Abweichungen von der kirchlichen Lehre unter dem Gesichtspunkt von Gleichgiltigkeit oder gar Feindschaft gegen die Kirche oder das Christentum zu beurteilen. Noch verkehrter aber wäre es, auf das Eintreten jenes Zeitpunktes zu warten und erst dann der Theologie ihr Recht zuzuerkennen, wenn sie mit der Lösung jener Aufgabe fertig ist, oder gar dem Christentum und der Kirche bis dahin eine untergeordnete Stellung im Leben der Gegenwart einzuräumen. Gott Lob haben wir ein besseres, mächtigeres Zeugnis der Wahrheit, dessen Sprache auch von denen verstanden wird, die die Sprache der Wissenschaft nicht kennen. Unser Glaube besteht nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft. Alle unsre Beweisgründe sind eine Schale ohne Kern, sobald es an dem fehlt. Zum Thatbeweis des Lebens aber sollen und können auch zusammenstehen, die in der Lehre manches scheidet. Man kann das theoretisch in Abrede stellen, praktisch wird allenthalben danach gehandelt. Und mit aller Energie darauf hingewiesen, betont zu haben, daß nicht der theoretische, mehr oder weniger philosophisch bestimmte Glaubenssatz, sondern daß das Werturteil, das wir damit ausdrücken wollen, das Entscheidende ist, das ist das Eigentümliche der sogenannten Ritschlschen Theologie. Das giebt ihr die Bedeutung für die Uebergangszeit, in der wir stehen, und bestimmt zum guten Teil ihren Einfluß auf unsre strebende Jugend, die für das kirchliche Interesse ebenso wie für das der Wissenschaft begeistert wird. Sie neutralisirt das Dogma in einem gewissen Sinn, um die sonst Getrennten unter der Fahne des Evangeliums zu vereinigen.

Aber sie begnügt sich damit nicht, sondern, was wir ihr als Zugeständnis unter den eigentümlichen Schwierigkeiten der Gegenwart einzuräumen geneigt sind, erklärt sie für das Normale und begnügt sich nicht, das, was sie Metaphysik nennt, als das weniger Wichtige zu bezeichnen, sondern will es ganz ausscheiden. Oder um es deutlicher zu sagen, weil es doch immer wieder die Person Christi ist, die den Mittelpunkt des Interesses bildet, sie sagt nicht nur, etwa im Hinblick auf Schleiermacher u. a., es kann einer ein Christ sein, Christum als Heiland und Mittler anerkennen, auch wenn er die Präexistenz des Sohnes in Abrede stellt, sondern erklärt gerade den Kern des Christentums selbst für gefährdet durch Behauptung dieses dem Denken der Zeit nicht entsprechenden Dogmas. Man geht nicht nur über den Satz von der Dreieinigkeit Gottes zurück auf seine biblischen, religiösen Wurzeln, und ist dabei der Ueberzeugung, daß der eigne Glaube aus eben diesen gerade so herangewachsen sei, wie der Trinitätsglaube der Kirche, mit dem man ein gleiches Recht beansprucht, sondern man sieht im Geist die Wurzeln religiösen Lebens selbst verdorren eben durch die Schuld des trinitarischen Dogmas. Man sieht die Aufgabe der Gegenwart darin, das zum Bewußtsein zu bringen und so ein neues Dogma zu bilden. Die Heilung der Zeitschäden erwartet man von da aus oder wenigstens hält man sie nur unter dieser Voraussetzung für möglich. So stellen sich die Anhänger jener neuen Schule nicht nur unter die große Reichsfahne der Kirche zu gemeinsamer Arbeit — das thun sie gewiß —, sondern sie pflanzen auch denen gegenüber, die sich zum alten Dogma halten, immer energischer ihre theologische Sonderfahne auf mit dem Anspruch, daß alle sich um sie scharen sollen. Sie begnügen sich nicht damit geduldet zu werden, sie dulden die andern, aber hoffen und beanspruchen doch, daß sie einmal alleinige Geltung haben werden.

Sie werden uns sagen: „Kann es denn anders sein? Kann denn eine lebenskräftige, jugendlich aufstrebende Richtung sich damit begnügen im Winkel zu stehen? Muß sie nicht angriffsweise vorgehen und, wenn sie der Ueberzeugung ist, daß die Gegner das religiöse Leben selbst gefährden, den Kampf auch aus den Hallen der Theologie auf das weite Feld der Kirche hinübertragen?" Ganz gewiß, es kann ja gar nicht anders sein. Aber freilich ist dadurch auch die notwendige Stellung derer, die anders denken, eine andre ge-

worden. Vordem beklagten sich wohl die sogenannten Ritschlianer, wenn auf Pastoralkonferenzen etwa über sie geredet wurde, daß Fragen der Theologie in die Gemeinde hinausgetragen würden, wo sie doch keine gerechte Würdigung finden können, und oft mit Recht. Seitdem aber z. B. P. Göhre in seinem bekannten, für weiteste Kreise bestimmten Buche als die Quintessenz einer dreimonatlichen Erfahrung als Handwerksbursche und Fabrikarbeiter hingestellt hat, daß man Ritschlsche Theologie treiben und lehren müsse, darf niemand in jenen Kreisen sich beklagen, wenn ihnen vor dem Forum, vor das sie selber ihre Sache gebracht haben, geantwortet wird, und sich wundern, wenn dies mit aller Energie, vielleicht auch hier und da in einer Weise geschieht, die der Erbauung nicht dienen kann. Für die aber, die aus Gründen, wie sie oben angedeutet worden, der Bewegung mit teilnehmendem Interesse gefolgt sind, ergiebt sich die Verpflichtung entschiedner Stellungnahme, ob sie einer Theologie, die nicht nur diese oder jene Formulirung des Dogmas, sondern jedes Dogma im bisherigen Sinn als Metaphysik von sich weist, das abschließende letzte Wort zuerkennen wollen.

Daß jene schwankende Stellung zum Dogma im Fortgang theologischer Entwicklung bestehen könne, habe ich, auch abgesehen von meinem persönlichen Standpunkt, von vornherein nicht für möglich gehalten. Ich habe die kirchen- und dogmengeschichtlichen Arbeiten bewundert, die von jenem freien Standpunkte aus uns geschenkt wurden, habe aber nie in der Exegese eine starke Seite jener Theologie gesehen, wie denn wohl der zweite Band von Ritschls Hauptwerk allgemein als der schwächste angesehen wird. Eigentliche dogmatische Arbeit in jenen Gebieten, die man als die Theologumena im engern Sinn bezeichnete, in der Lehre von Gott und von der Person Christi, habe ich da nicht gesucht noch gefunden, wo man eben diese Dogmen als solche neutralisirt, und bezeichnend erschien es mir immer, wie Herrmann in seiner Schrift „Ueber den Verkehr des Christen mit Gott", die man Theologen und Nichttheologen als die verständlichste Zusammenfassung dessen, was wir Ritschlsche Theologie nennen, empfehlen kann, in seinem Hinweis auf die persönliche Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo über die eignen Schranken hinaus will. Für bedauernswert habe ich es immer gehalten, daß unter dem Einfluß jener Richtung die Fülle von Erkenntnis, und nicht bloß metaphysischer, sondern religiöser, die noch die systematische Theologie der mittlern Jahrzehnte unsers Jahrhunderts, von der sogenannten kirchlichen ganz zu schweigen, in dem alten Dogma gefunden hat, unsern jungen Theologen oft ein verschlossnes Buch bleibt, und ich habe es darum nicht wohl für möglich gehalten, daß ein wirklich dogmatisch angelegter Theolog sich auf die Länge bei jenen schwankenden Positionen beruhigen könne. So kommt mir diese Wendung nicht unerwartet, die zur Entscheidung entweder für die kirchliche, oder, sagen wir, socinianische Auffassung der Person Christi drängt.

Ueber einen doppelten Gesichtspunkt besteht Einverständnis, über einen biblischen und über einen religiösen. Auch die Theologen jener Richtung — das können wir ihnen glauben — würden das, was sie Metaphysik in der Theologie nennen, trotz aller Bedenken annehmen, wenn sie im religiösen Interesse es für geboten erachteten und wenn sie nur damit der Lehre der Schrift gerecht zu werden hofften. Zwar der letztgenannte Umstand leidet eine Beschränkung. Ganz unanfechtbar ist es ja für den Exegeten, daß in den paulinischen und johanneischen Schriften die Präexistenz Christi gelehrt wird. Kann man sich bei dem Johannisevangelium mit der Annahme der Unechtheit helfen, so geht das bei Paulus nicht an. Man hat da offen zugegeben, daß er bereits Fremdartiges in seine Verkündigung aufgenommen hat, wie in seiner Rechtfertigungslehre von der jüdischen, so in seiner Christologie von der hellenischen Seite her. Andrerseits ist man über die Ausdrücke der Schrift doch hinausgegangen, denn in welchem Sinn sie immer von der Gottessohnschaft reden mag, der Ausdruck „Gottheit Christi" wird nirgends gebraucht. Und doch ist das z. B. der Titel des bekannten Buches von Hermann Schultz; nicht etwa nur im kritischen Sinne, sondern mit Vorliebe nimmt man gerade diesen Ausdruck für sich in Anspruch. Ich bin auch hierin weit entfernt, ein unwahres Spielen mit Worten zu sehen. Vielmehr soll auch dadurch der



Anschein vermieden werden, als wolle man durch jene metaphysischen Bedenken der Wertschätzung der Person des Erlösers zu nahe treten.

2

Aber ist es für diese Wertschätzung Jesu wirklich so gleichgiltig, wer er seinem Wesen nach ist? Zwei Stellen sind es besonders, die uns die Linien aufweisen, die aus seinen unmittelbar praktischen Reden in das Gebiet der sogenannten Metaphysik hinaufreichen, Matth. 11 gegen Ende und Matth. 22 gegen Ende. Matth. 11 schließt mit der bekannten Ladung an die Mühseligen und Beladenen, dadurch begründet, daß Jesus sich sanftmütig nennt und von Herzen demütig. Aber was ist vorhergegangen? Das wunderbare Gebet, das mit den Worten schließt: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn." Man sagt uns, daß das nur im Sinn seines Berufes zur Offenbarung Gottes gemeint sei. Gewiß! Aber gilt das auch von dem ganz eigenartigen Ausdruck „Sohn", der doch als Voraussetzung des besondern Verhältnisses beider erscheint, und nicht als dessen Bezeichnung? Darin wurzelt im letzten Sinn sein Bewußtsein, den Menschen Frieden und Erquickung bieten zu können, daß er sich Gottes Sohn seinem persönlichen Wesen nach nennt.

In Matth. 22 hat Jesus auf die Frage nach dem größten Gebot den Pharisäern mit dem Gebot der Gottes- und Nächstenliebe geantwortet, und nun greift er sie mit der andern Frage an, wie denn David den Messias, Davids Sohn, im zweiten Psalm einen Herrn nenne, einer Rätselfrage, auf die sie nicht antworten können. Denn jenes Psalmwort deutet an, daß David in einer thatsächlichen Beziehung zu ihm steht, und eben dies weist auf die mit ihm gleichzeitige Existenz Jesu, also auf seine Präexistenz hin.

So regt der Herr selbst die Frage an, wer er sei und läßt erkennen, daß in seinem Wesen schon ein Geheimnis liegt, und dies bildet den Hintergrund seines Bewußtseins auch da, wo ihn die am unmittelbarsten praktischen Dinge beschäftigen. Fragen denn nur die Philosophen, wer einer ist? Ist nicht diese Frage den Menschen so ganz natürlich, daß die Metaphysik durchaus nicht nur eine Schrulle der Philosophen genannt werden darf? Man gebe mit den größten Worten Jesu Beruf eine alles überragende Bedeutung, gerade der schlichte Glaube wird es sich nicht nehmen lassen, daß diese Bedeutung in seiner Person ihre Wurzel hat.

Man kann auch an die Bergpredigt erinnern, die mit einem „Ich sage euch" sich der größten bis dahin bekannten Autorität, dem Gesetz des Moses, entgegenstellt. Mit welchem Recht? Mit dem seines Berufes; allein weist eben der nicht höher hinauf, auf die Persönlichkeit selbst?

Ich sage nicht, daß aus diesen Stellen, zu denen sich viele aus den ersten drei Evangelien hinzufügen ließen — von Johannes schweige ich —, sich unmittelbar das ableiten läßt, was wir Kirchenlehre nennen; aber es zeigen sich die Linien, auf denen sich ihr religiöses Verständnis gewinnen läßt, ja, ihre Forderung selbst zu einer religiösen wird.

Wir preisen Jesu Liebe, und sie tritt uns aus seinem Lebensbild auf allen Schritten entgegen, wie er umherzieht und wohlthut und sein Leben läßt für seine Freunde. Allein woher gewinnen wir das Recht, diese Liebe als eine einzige, spezifisch über das, was wir ohne ihn Liebe nennen, erhabene zu bezeichnen? Selbst daraus nicht, daß er „für die Freunde" stirbt, denn inwieweit sein Tod nicht nur seiner Selbstbehauptung in der Wahrheit, sondern der Liebe zur Welt entspringt — es fällt ja im tiefsten Grunde bei ihm beides zusammen —, wird uns doch erst von einem höhern Gesichtspunkte kund. Dann ist seine Liebe eine einzige — es sei mir einmal das Wort gestattet, eine absolute —, wenn sein Dasein schon That seiner Liebe ist, und das weist auf sein vorweltliches Dasein zurück. Jedes Weihnachtsfest bringt mir es zu Bewußtsein, daß diese unvergleichliche Feier in der Christenheit dann nicht erklärlich ist, wenn etwa die Christenheit nur ihres Königs Geburtstag feiert, d. h. den Geburtstag dessen, der später durch sein Leben, Lehren, Sterben das Gottesreich begründet hat, sondern nur

dann, wenn diese Geburt schon als solche ein Geschenk Gottes an die arme Erde genannt werden kann.

Er nennt sich „demütig;“ wir sind sonst nicht gewohnt, einen von sich selbst das sagen zu hören, es muß bei ihm einen besondern Grund haben. Nun wissen wir, daß Demut ein Bewußtsein von dem eignen Wert nicht ausschließt, sondern voraussetzt. Er muß des höchsten sich bewußt gewesen sein, weil er die höchste Demut so von sich behauptet, daß wir in dieser Behauptung nicht nur Schmälerung, wie bei andern, sondern ein Zeugnis seiner Demut finden. Man wird uns auch hier sagen, es ist eben sein unvergleichlicher Beruf, dem er sich gegenübergestellt. Aber niemals finden wir bei ihm auch nur einen Schatten davon, als ob er seine Kräfte diesem Beruf nicht gewachsen fühlte. Wie kommt das?

Er war ja sündlos. Wenn einer das leugnen wollte, dann würden wir alle nicht mehr mit ihm als auf christlichem Boden stehend verhandeln. Und so viel Lücken uns die Schilderung des äußern Lebensganges Jesu aufweisen mag, das daraus gewonnene Bild ist vollständig genug, um jede Meinung auszuschließen, als sei etwa nur nicht erzählt, was einen sittlichen Makel auf ihn werfen könne. Aber ist der Schluß, den wir dabei machen, wirklich nur der, daß wir aus seinen Aeußerungen in That und Wort auf seinen Charakter und dann wieder von dem Allgemeinen auf das Besondere schließend jede Sünde an ihm verneinen? Oder führt nicht dieser Schluß höher hinauf, um so mehr, wenn uns die Sünde, wie es doch auf jener Seite scheint, mit dem Wesen des Menschen unzertrennbar dünkt, nämlich dazu, daß in ihm etwas gewesen sein muß, was nicht bloß menschlich war? Ja, sagt man uns, „im sittlichen Sinn“, aber das Sittliche hat sein Substrat im Seienden, es muß ein Subjekt haben, das, wenn es menschlich ist, von den sonstigen Voraussetzungen der Menschennatur uns unzertrennlich erscheint.

Auf Grund seiner Sündlosigkeit ist er auch irrtumslos, wenigstens auf dem ihm zugewiesenen Gebiet. Energischer, als es auf jener Seite geschieht, kann man es nicht betonen, daß jede wirkliche Gotteserkenntnis nur durch ihn gegeben ist. Allein so gewiß der christliche Gottesbegriff im höchsten Sinn der ethische ist, so gewiß kann er eben als Begriff Gottes nicht ethisch allein sein, sondern das ist dem Gottesgedanken eigentümlich, daß wir diesem Ethischen auch die höchste Macht in der Welt zuschreiben. So sind die Voraussetzungen vollkommner Gotteserkenntnis gewiß sittlicher Art, aber sie setzen doch auch einen Blick für die Naturseite in Gott voraus, möge das Wort nicht mißverstanden werden, ein Berührtsein von Gott, wie es dem Menschen an sich nicht zusteht.

In einem Punkte läßt man Christus auch dort über das Menschenleben in seinem äußern Geschehen hinausragen! Durch seine Auferstehung von den Toten, ein Zugeständnis, das wohl von jedem der bedeutenden Anhänger jener Richtung gemacht ist und das die, die es machen, diesseits des „breiten Grabens“ stellt, von dem oft geredet worden ist. Aber zumal dann, wenn dem auferstandenen Christus eine persönliche Wirksamkeit in der Gemeinde zugestanden wird — und was hat seine Auferstehung sonst für Wert? — ist nicht abzusehen, wie man sich das denken kann, ohne wirklich im religiösen Interesse über das äußere Geschehen etwas auszusprechen, was im gewöhnlichen Naturzusammenhang nicht zu erklären ist. Es ist die Wertschätzung der Person des Erlösers, es ist dies Bestreben, der Wirksamkeit seines Berufes für alle Zeiten gerecht zu werden, das sich darin ausspricht, — aber ist es denn ein andres, was sonst dem Dogma seine Wege gezeigt hat?

Eben dieser Beruf, nicht irgend welche von ihm unabhängige Erkenntnis wird in den paulinischen und johanneischen Schriftstellen begründet, die wir vor andern hier anzuführen pflegen, Phil. 2, 5 ff, wo seine Erniedrigung das Motiv zu unsrer Selbstdemütigung, Kol. 1, 15 ff, wo der Erstgeborne unter allen Kreaturen der Grund unsrer Erlösung ist, Joh. 1, wo die Logoslehre nichts weniger als eine Spekulation zur Erklärung der Weltschöpfung ist, sondern nur die Wurzeln des Werkes Christi in die Ewigkeit Gottes hineinlegen will, Joh. 17, 24, wo uns die Bedeutung seiner Präexistenz für das Selbstbewußtsein Jesu klar wird, wie er auf Grund dessen in seiner Lebensgemeinschaft mit dem Vater unerschüttert steht. Und kommen wir auf die spätere Zeit: wer wollte leugnen, daß auf die Fassung des Trinitätsdogmas der alten Kirche und damit bis auf unsre Tage die griechische Philosophie den größten Einfluß gehabt hat? Allein z. B. in den trefflichen Ausführungen bei Harnack in seiner Dogmengeschichte über den Athanasianischen Streit findet man begründet, daß der Kernpunkt der Sache doch wo anders lag. Denn nicht bei Athanasius, wie oberflächliche Betrachtung annehmen könnte, etwa in dessen Gleichstellung Jesu mit dem Vater, sondern bei Aris, der Christum zu einem Halbgott im griechischen Sinn zu machen droht, liegt die Gefahr des Rückfalls ins Heidentum.

Hier liegen auch für die fromme Betrachtung die Lebenskräfte dieses Dogmas, in der Notwendigkeit nämlich, den, der der Mittler zwischen der sündigen Menschheit mit Gott werden soll, nicht nur in jene hinein, sondern möglichst nahe an diesen heran, darum in Gott hineinzustellen. Und mag man immerhin sagen: das soll der Glaube thun, nicht das Dogma, und ihm genügt, es in seinem sittlichen, in seinem religiösen Charakter Jesum zu sehen als den, in dem Gott selbst erschienen ist, mag das Welterkennen daneben seinen Weg gehen, so genügt das unsrer Ueberzeugung nach eben nicht, denn der Mensch sucht eine Einheit in der Erkenntnis, die doch im letzten Sinn eine Gnosis ist, wie Johannes sie nennt, ein Erkennen, in dem sich alle seine Seelenkräfte zusammenfassen. Der einfache Christ gerade sucht sie, und es ist durchaus kein zurückgebliebner Standpunkt, wenn ihm die Anführungen jener Theologie weniger verständlich erscheinen, als die „massive“ Kirchenlehre. Die Theologie kann sich der Aufgabe nicht entziehen, auf dem Standpunkt der Wissenschaft das zu geben, was dort gefordert wird.

Das brauchen wir nicht erst auszusprechen, daß die Meinung uns fern liegt, als sei die Trinitätslehre nun vor dem Forum der modernen Wissenschaft ohne weitres gerechtfertigt oder widerspruchslos zu rechtfertigen. Das brauchen wir denen gegenüber nicht zu sagen, die von dem guten Recht des Glaubens, sich nicht auf die Begründung der Wissenschaft stützen zu wollen, überzeugt sind und die es wohl wissen, daß das Verdammungsurteil des Materialismus u. s. w. sie ebenso trifft wie die Kirchenlehre. Auch das soll nicht entfernt behauptet werden, daß auch nur die Theologie, die als Wissenschaft mit dem jedesmaligen wissenschaftlichen Apparat der Zeit zu arbeiten hat, diese Glaubenslehren völlig erfaßt hat. Eben darum ist es vielleicht unerläßlich und von gewissem Vorteil, daß nicht nur kirchenfeindliche oder dem kirchlichen Leben abgewandte Richtungen in diese Kritik eingetreten sind, sondern daß eine Richtung, die ernst kirchlich ist und sein will, die nicht etwa irgend welcher draußenstehenden Wissenschaft zu gefallen das Dogma beiseite lassen will, sie in die Hand nimmt und dabei der Ueberzeugung lebt, daß das kirchliche Leben in seiner ganzen Fülle und Tiefe, weil es auf dem Glauben, nicht auf dem Dogma ruht, erhalten und gewahrt werden müsse. Es ist dringend zu wünschen, daß hüben und drüben nicht die Gemeinschaft zerrissen werde, die zu dem christlichen Zusammenarbeiten in dem Ernst der Zeit notwendig gehört. Ein Religionsunterricht, der nur das Dogma bieten wollte, etwa kühl und verstandesmäßig, wenn auch völlig „korrekt“, die menschlichen und göttlichen Faktoren neben einander stellend, um dann zu dem Fazit der altkirchlichen Versöhnungslehre zu gelangen, muß erkältend wirken, während ein von der Erkenntnis der Klarheit Christi erfülltes Zeugnis erbauen wird, auch wo es die gewohnte dogmatische Gestaltung beiseite läßt. Dasselbe gilt von der Predigt, zumal wir wissen, daß die Prediger jener Richtung weit entfernt sind, gegen das Dogma auf der Kanzel zu polemisiren und vor jedem Anstoß sich hüten. Ja, wir geben zu, daß sie schon jetzt für viele dazu beigetragen haben, den Unterschied zwischen christlicher Dogmatik und christlicher Verkündigung zu schärfen, daß sie auf manchen schwachen Punkt den Finger gelegt haben. Und wenn wir ihnen gern einräumen, daß in der Neugestaltung der christlichen Glaubenslehre der geschichtliche Christus den Ausgangs- und Mittelpunkt zu bilden habe, so freuen wir uns dessen, wenn es ihnen wie uns gelingt, sein Lebensbild in die Nöte und Aufgaben der Zeit recht hineinscheinen zu lassen.

Allein je ernster und ehrlicher wir das alles zugestehen, um so energischer müssen wir wehren, daß sie nicht in das, was sie andern als Fehler anrechnen würden, selbst verfallen. Gewiß darf die religiöse Betrachtungsweise Christi die geschichtliche nie bei Seite lassen, aber ebenso wenig umgekehrt, und es ist nicht wahr, daß die Formulirung, die diese religiöse Beurteilung im Dogma von der Präexistenz, Dreieinigkeit u. s. w. sich gegeben hat, nun gerade unmöglich geworden sei. Die dagegen aufgeführten Gründe sind doch wesentlich keine andern, als wie sie lange vorher laut geworden sind. Es ist nicht nachgewiesen, daß im alten Dogma die Hauptschuld des religiösen Verfalls in unserm Volk ruht, dessen Wurzeln vielmehr in die Zeit zurückgehen, da der Rationalismus Kanzel und Katheder beherrschte, und daß darum jene Neugestaltung des Dogmas die Bedingung einer kirchlichen Erneuerung bilde. Was haben die Theologen jener Richtung, meist junge Männer — so tüchtig sie sind — als Beweis dafür vorzubringen? Große ansprechende Pläne, Einsetzen der ganzen Kraft, treue Arbeit in Wissenschaft und Amt, in Stadt und Land, mancherlei Erfolge im einzelnen. Aber das Größte, was bis jetzt geschehen ist, in Vergangenheit und Gegenwart, das gestehen sie selbst zu, haben die Altgläubigen gethan — es seien aus neuer Zeit nur Namen wie Fliedner, von Bodelschwingh genannt. Das ist natürlich, wird man einwenden, man warte nur ab, solche Dinge reifen erst mit der Zeit. Gewiß, aber dann mögen auch jene abwarten, ehe sie sich vor andern als berufne Erneuerer des Volkslebens hinstellen.

Ein Blick auf die theologische Bewegung der letzten Jahre im evangelischen Deutschland zeigt uns, welche Bedeutung der Ritschlschen Theologie innewohnt. Die Fragen, die sie angeregt hat, werden besprochen, die andern, die noch vor zwei Jahrzehnten auf Konferenzen und in der Litteratur behandelt wurden, sind jetzt zurückgetreten. Man braucht nur Veröffentlichungen aus so kurz vergangnen Tagen, wie den Briefwechsel von Delitzsch und von Hofmann, Martensen und Dorner u. a., oder Veröffentlichungen aus solchen ausländischen Kreisen, die von der Ritschlschen Bewegung wenig oder gar nicht berührt sind, anzusehen, um zu erkennen, wie ganz anders jetzt und bei uns die Gemüter interessirt sind. Wenn es schon ein hohes Verdienst ist, die Probleme anzufassen, auf die es ankommt, so kann man schon um deswillen Albrecht Ritschl trotz aller Bedenken gegen seine Aufstellungen einen der bedeutendsten Theologen der Gegenwart nennen.

Allein in unmittelbarem Zusammenhange mit jenen Vorzügen stehen ernste Gefahren, schwere Bedenken schon auf wissenschaftlichem, auf theologischem Gebiet. Ritschl knüpft an Kant an, das „Ding an sich", z. B. auch das Wesen Gottes, ist für ihn kein Gegenstand der Erkenntnis. So hat der Theologe wenig Veranlassung bei den Meistern des Denkens in die Schule zu gehen, um seines Glaubens bewußter und gewisser zu werden. Die religiösen und philosophischen Probleme stehen nur in äußerlichem Zusammenhang mit einander. Dürfen wir uns wundern, daß das Studium der Philosophie bei unsern jungen Theologen so brach liegt? Die Theologie Ritschls ist nicht ohne Schuld daran.

Aber ist denn die zukunftsfreudige Theologie von Mitte des Jahrhunderts ab, die von Schleiermacher aus- aber über ihn hinausgehend, sich besonders den trinitarischen und christologischen Fragen zuwendet, wirklich nur eine Reaktion etwa der Hegelschen Philosophie? Ist es nur ein Interesse der Schule, nicht des Herzens, des ganzen inneren Lebens, das uns drängt, bis in die Wurzeln des Seins dem nachzudenken, was unserm Glauben das Höchste ist? Und wenn bei dieser Arbeit das Ueberlieferte sich neu belebt, ist das wirklich nur Rückkehr zu einem Veralteten, nicht ein neues Suchen, Finden, Besitzen? Wer diese Fragen verneinen wolle, würde auch für die theologische Entwicklung den Blick sich getrübt haben.

Würde es einem solchen möglich sein, das für die Gemeinde und ihren Glauben zu bewahren, womit es alle theologische Arbeit zu thun hat?

Es ist nicht leicht, mit Nichttheologen über „Ritschlsche Theologie" zu reden. In einer von Freireligiösen geleiteten Versammlung wurden Bornemanns „bittere Wahrheiten" mit Triumph gegen Christentum und Kirche ausgespielt. Sie wollten sich das Recht nicht abstreiten lassen, ihn zu den Ihrigen zu zählen. Nicht minder schwer ist es, „positiven" Gemeindegliedern, die an der über den alten Rationalismus oft hinausgehenden Kritik Anstoß nehmen, klar zu machen, daß hier etwas andres ist, als wohlfeile Kritik und gewöhnlicher Rationalismus. Denn hier ist der warme Hauch christlichen Glaubens und Lebens, ein tiefer Eindruck von der Herrlichkeit Jesu und der Bedeutung seiner Kirche, den bei näherer Kenntnis jener Richtung und persönlicher Berührung mit ihren Trägern auch solche, oft verwundert, empfinden, die dort Feindschaft gegen die christliche Wahrheit zu finden wähnten.

Wie aber, wenn dieser Hauch einmal erkaltet? Es giebt eine erstarrte Orthodoxie, aber auch die Ritschlsche Theologie kann erstarren. Was bleibt dann für jene? Das „alte Dogma," mag es starr sein; aber als es geschmiedet wurde, war es heißglühend, und der Geist, der es gebildet hat, kann wiederkehren und es in Fluß bringen. Was hat diese? Ihre positiven Aufstellungen sind nicht leicht verständlich, sie sucht nach einem „neuen Dogma," gefunden hat sie es noch nicht. So werden sich manche an den kritischen Teil halten, und nach dem aufbauenden nicht fragen. Es ist leichter „aufzulösen, als zu erfüllen."

Wo aber wird die Erfüllung sein, der diese auflösende, viel bewegte Zeit sich entgegensehnt?

Niemand kann sie willkürlich schaffen, sie muß uns gegeben werden wie in allen großen Zeiten der Wehen. Die „Ritschlsche Theologie" ist nicht im Stande zu beweisen, daß, was uns gegeben werden soll, im Wesen ein andres sein wird, als jenes oft Bekämpfte, oft neu Bewährte. Denn so wenig die sogenannten Analogien und Beweise als wirklich beweiskräftig angesehen werden können, so zeigen doch die Gedankenkreise, die sich um die Logoslehre und um die Liebe, die ewig liebt, bewegen, die Bahn an, auf der immer die Gedanken der Menschen in die Tiefen der Gottheit sich versenken werden. Und die Frage: „Wer der ist, den wir unsern Heiland nennen?" wird sich immer wieder erheben und wird sich mit jenen unbestimmten Antworten nie begnügen, die sie zurückdrängen, aber nicht befriedigen. Weil wir aber, darin in vollem Einverständnis mit jenen, niemals bloß sagen werden: „Er ist der Propheten einer", so kehren wir immer wieder zu dem zurück, was das Dogma der Kirche unter vergänglicher Form als bleibenden Inhalt hat: Das Sein des Sohnes bei Gott und in Gott, ehe er Mensch war, ist allein der zureichende Grund für die Herrlichkeit seines Lebens und seines Werkes im Fleisch.

B H

---

## Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden

### 4. Blicke in die Gemeinden am Niederrhein

Auch diese „Blicke" gehören zu der „Vorgeschichte." Sie werden, denke ich, in mancher Beziehung lehrreich sein. Die Zustände der evangelischen Gemeinden am Niederrhein zeigen es in einem überzeugenden Bilde, daß alles Gute und Große, was sie ihr eigen nennen, seinen Ursprung in dem Evangelium hat, wie es in der geschichtlichen Form der Seelsorgegemeinde des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts dort sich auswirkte, daß aber alles Mangelhafte, alle Gefahren des kirchlichen Lebens darin ihren Ursprung haben, daß man versäumt hat, zur rechten Zeit den Gedanken der Seelsorgegemeinde in der Gestalt unsrer Tage durchzuführen.

Es ist natürlich schwierig, in einem kurzen Aufsatze ein zu allen Gemeinden passendes Bild zu zeichnen. Unsrer Darstellung liegt eine Großstadt am Niederrhein zugrunde mit ihren lutherischen, reformirten, vereinigt-evangelischen Massengemeinden. Allein das kirchliche Leben des Niederrheins ist so ausgeprägt, daß die Darstellung mutatis mutandis doch einigermaßen Allgemeingiltigkeit wird beanspruchen dürfen.

Die evangelischen Gemeinden am Niederrhein, etwa von Koblenz an abwärts, haben eine bewegte und kampfesreiche Vergangenheit. Ein nicht geringer Teil ist aus den „heimlichen Gemeinden unter dem Kreuz" hervorgegangen, und die treue Zähigkeit dieser Bekennergemeinden, die energische Behauptung ihres evangelischen Wesens gegen alle machtvolle

und listenreiche Gewalt Roms, das durch die Nötigung zu eigner Kraftanstrengung bewirkte Bewußtsein der Unabhängigkeit von außerkirchlichen Größen hat dem Gemeindeleben am ganzen Niederrhein einen hervorstechenden Charakterzug verliehen. Ein gewisses freikirchliches Wesen liegt den Gemeinden im Blute; es ist vor allem aus der eignen inneren Geschichte, zum Teil auch aus der Beeinflussung durch die Einwanderung wallonischer und niederländischer Flüchtlinge im sechzehnten Jahrhundert zu erklären.

Daß die Gemeinden selbst für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen haben, ist dort selbstverständlich. Eine Kirchensteuer in irgend einer Form kennen die Gemeinden von ihrer Gründung an. Heute wird sie in einer Höhe gezahlt (bis zu 250 oder 300 Prozent der Staatssteuer), die den östlichen Provinzialkirchen unbegreiflich vorkommen muß. An ihrer Kirchensteuer haben die Evangelischen des Niederrheins es gelernt, für alle kirchlichen und sittlich-guten Zwecke ein offnes Herz und eine offne Hand zu haben. Die Kollektenerträge des Niederrheins sind berühmt; für auswärtige und heimische Zwecke sind sie gleich bedeutend. Vielleicht dient es zur Nacheiferung, wenn ich aus einem jüngst vergangnen Zeitraum von sieben Jahren die freiwilligen Geschenke und Stiftungen notire, die von Gemeindegliedern einer einzigen Gemeinde für kirchliche Zwecke dargebracht sind trotz einer Kirchensteuer in derselben Gemeinde von 50 Prozent (etwa 60 000 Mark jährlich) der Staatssteuer. Zu einer zweiten Kirche der Gemeinde wurden 70 000 Mark freiwillige Gaben gezeichnet, der Rest der Bauschuld wurde auf die Kirchenkasse übernommen; zum Bau einer dritten Kirche diente ein Vermächtnis von 400 000 Mark, und derselbe Erblasser setzte 50 000 Mark für eine der Verwaltung des Presbyteriums zu unterstellende Kleinkinderschule aus; ferner wurden 30 000 Mark ebenfalls für eine Kleinkinderschule geschenkt; 36 000 Mark für eine Stiftung für unverheiratete Töchter der Gemeinde, um ihnen Wohnung und Nahrung in alten Tagen zu bieten; 24 000 Mark zur Verwaltung des Presbyteriums, um jene unbemittelten unverheirateten Töchter der Gemeinde zu unterstützen; 12 000 Mark zur Erziehung verwahrloster Kinder, andrer kleineren Geschenke nicht zu gedenken. Dieselbe Gemeinde (1822 gestiftet) ist im Besitz eines eignen Waisenhauses und eines Armenhauses und eines aus Geschenken von Gemeindegliedern erwachsenen Pfarrerwitwenfonds, der ein Vermögen von etwa 130 000 Mark hat. Jene sieben Jahre waren allerdings besonders reich an Gaben; allein die Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke, die sich darin zeigt, ist doch in mehr oder weniger starker Ausprägung ein Charakteristikum des Niederrheins.

Daß die bewußt selbständigen Gemeinden die völlig freie Predigerwahl als ein unantastbares Gut hochschätzen, läßt sich denken. Allein eigentliche Probepredigten bei Vakanzen finden nur in Ausnahmefällen statt, und das Zeugnis darf man den Gemeinden geben, daß sie durchweg darauf ihr Absehen richten, daß sie einen Pfarrer bekommen, der möglichst wirkungskräftig das Evangelium ihnen predigt. Der Hergang der Wahl ist meist so, daß in der Versammlung der Gemeindevertreter Namen passender Kandidaten genannt werden; durch dazu ernannte Kommissionen werden diese in ihrer Gemeinde aufgesucht; man hört sie predigen, erkundigt sich auf vielfache Weise nach ihrer Amtsführung, ihrem Charakter und — nicht unpraktisch! — nach dem Charakter der Frau Pastorin, berichtet dann dem Wahlkörper über die Forschungsergebnisse; weitere Erkundigungen werden angestellt, bis sich nach und nach eine Majorität für einen Kandidaten herausbildet. Mitunter ladet das Presbyterium den Kandidaten auch ein, vor der Gemeinde zu predigen, oder man veranlaßt eine benachbarte Gemeinde, zu irgend einem Fest den Kandidaten als Festprediger kommen zu lassen, und dergleichen mehr. An Parteiungen allerdings fehlt es nicht, wir werden später darauf zu reden kommen; allein bis dahin ists doch meistens so gewesen, daß der Parteigegensatz sich gelegt hat, sobald die Wahl geschehen war. Man irrt, wenn man meint, das Ansehen des Pastors leide, wenn er durch Wahl der Gemeinde in sein Amt gekommen sei. Vielleicht nirgends im evangelischen Deutschland steht der Pastor in höherm Ansehen, als am Niederrhein.



Die größern Industriestädte des Niederrheins leiden an bedenklichem Anwachsen der einzelnen Gemeinden; meistens ist es Fabrikbevölkerung, die in Scharen herbeizicht. Bereits am Anfang der siebziger Jahre wies das Konsistorium der Rheinprovinz darauf hin, daß die großen Gemeinden geteilt werden müßten, und im Jahre 1875 wurde in der Gemeinde Unterbarmen bei Gelegenheit der Einführung des fünften Pastors damit der Anfang gemacht. Die Gemeinde wurde in fünf Bezirke geteilt, und jedem der in jeder Beziehung gleichgestellten Pastoren ein Bezirk zur Seelsorge, zum Konfirmandenunterricht und zur Verrichtung der sogenannten Kasualien übergeben. Es wurde Bedacht darauf genommen, daß die Mitglieder des Presbyteriums möglichst in gleicher Zahl den einzelnen Bezirken angehörten. Ohne jede Störung wurde die Bezirkseinteilung durchgeführt; die Gemeinde sah eben die Notwendigkeit ein und fügte sich; von der Gestattung, auf besondere Erlaubnis des Bezirkspastors hin den Pastor eines andern Bezirks zur Vornahme einer Amtshandlung zu ersuchen, ist nur in verschwindend wenigen Fällen Gebrauch gemacht. Fast in allen größeren Gemeinden ist die Bezirkseinteilung jetzt durchgeführt, und es wird kaum ein Gemeindeglied geben, das dieser Einrichtung nicht dankbar und freudig gedächte, weil der Segen überall ganz unverkennbar ist.

Soweit ist die Tradition des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in den Gemeinden des Niederrheins bewahrt und der Weg zur Seelsorgegemeinde den neuen Bedürfnissen entsprechend eingehalten. Allein es ist ein Verhängnis, daß man den weitern Schritt, die Bezirke zu selbständigen Gemeinden zu erheben, bis jetzt nicht gethan hat, und das kirchliche Leben hat dadurch überall mit einem schweren Hemmnis zu ringen. Die Gemeinde Unterbarmen — um bei diesem konkreten Beispiel zu bleiben — hat jetzt sieben Pastoren und sechs gottesdienstliche Gebäude (3 Kirchen, 1 Saal mit etwa 1000 Sitzplätzen, 2 Kapellen); ein regelmäßiger Turnus führt die Pastoren in alle sechs gottesdienstlichen Stätten. Die Folge davon ist, daß die Pastoren meistens außerhalb ihres Bezirks zu predigen haben; entweder haben sie dann eine ihnen gewöhnlich fremde und fernstehende Zuhörerschaft, oder es hat eine kleine Völkerwanderung aus dem Bezirk des Predigenden in die Kirche, wo er heute predigt, stattgefunden, — man weiß nicht, welches dieser beiden Uebel das größere ist. Die Zahl der Gemeindeglieder ist auf etwa 35 000 angewachsen, und die Angelegenheiten der ganzen Gemeinde werden in den monatlichen Presbyteriumssitzungen verhandelt; meistens dauern diese von nachmittags 2 Uhr bis gegen 9 Uhr abends. Die Verwaltung der Besitztümer der Gemeinde ist mit sehr großer Arbeit verbunden, und immer schwieriger wird es, für den unentgeltlichen Posten der Kirchmeister und Rendanten freiwillige Kräfte zu gewinnen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Gemeindeglieder muß natürlich unter solchen Verhälnissen schwer leiden, und der am Niederrhein sehr lebhafte Gemeinschaftstrieb sucht sich in freien Vereinigungen zu befriedigen, die dem Gemeindeleben nicht nur nicht zu gute kommen, die vielmehr dem Gemeindeleben die stets größer werdende Gefahr der Zerklüftung in religiöse Parteiungen zuführen.

Religiöse Parteiungen sind ein Charakteristikum des Niederrheins; sie sind mit der Entstehungsgeschichte der evangelischen Gemeinden am Niederrhein aufs engste verwachsen und haben eine dreihundertjährige Geschichte hinter sich. In den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Mark gab es eine Anzahl von Gemeinden, die von den „heimlichen", unter dem Druck der römischen Kirche stehenden Gemeinden in Aachen, Köln, Neuß das Evangelium empfangen und den Charakter dieser heimlichen Gemeinden angenommen hatten. Die heimlichen Gemeinden hatten einen durchaus freikirchlichen Zug, ihre „freiwilligen Christen" zeichneten sich durch Entschiedenheit des Bekenntnisses, durch Beweglichkeit und Opferwilligkeit aus. Andre Gemeinden hatten von den „öffentlichen" Gemeinden in Wesel, Duisburg, an der Ruhr das Evangelium empfangen; sie charakterisirte eine gewisse Milde und Ruhe, aber auch ein Mangel an entschiednem Einstehen für die Heilsgüter, sodaß sie den Namen „Weltkinder und Gewohnheitschristen," den die freiwilligen Christen ihnen beilegten, nicht ganz immer mit Un-

recht trugen. Dieser Gegensatz der heimlichen und der öffentlichen Gemeinden war so ausgeprägt, daß in der Jülichschen Synode bis 1597 die öffentlichen Gemeinden eine besondre Klasse bildeten und abwechselnd mit der Klasse der heimlichen Gemeinden die Provinzialsynode beschickten. Bedenklicher war es, daß der Gegensatz der freiwilligen und der öffentlichen Christen in die Einzelgemeinden getragen wurde, und am bedenklichsten, daß die Synoden durch ihre Beschlüsse den Gegensatz sanktionirten. So beschloß die Bergische Synode von 1594, daß im Notfall die Sakramente auch in einer besondern (separaten) Versammlung gefeiert werden könnten, und 1597 beschloß dieselbe Synode, daß „die freiwilligen Christen sich einen Tag durch den Pastor erinnern (vorbereiten) lassen und fein zusammen das Nachtmahl allein halten könnten.“ Dieser Gegensatz der „heimlichen“ (feinen) und „öffentlichen“ (groben) Christen durchsetzt die niederrheinischen Gemeinden bis zum heutigen Tag. Unter den freiwilligen Christen findet man oft sehr ernste Christen, vorzügliche Charaktere, hervorragend an Lauterkeit und Kraft, eine Schriftfreudigkeit und Schriftkenntnis, die manchen Pastor beschämt, eine Bereitwilligkeit, ihre Kraft, ihre Zeit, ihr Geld für religiöse Zwecke zur Verfügung zu stellen, die mitunter zu Bewunderung nötigt, aber dabei ein engherziges, richtendes, sich abschließendes Wesen, eine unverhüllte Neigung zu separatistischen und sektirerischen Vereinigungen, die bis zu heimlicher Abendmahlsfeier von Gemeindegliedern unter einander sich steigert. Im Gegensatz zu ihnen erhebt sich dann leicht eine Lebensanschauung und Lebensweise der andern kirchlich gesinnten Gemeindekreise, die an sich vielleicht nicht als exzessiv gelten kann, der aber jede Natürlichkeit und Unbefangenheit fehlt und daher gern einen gezwungenen Charakter annimmt: und das Parteiwesen in fatalster Gestalt macht in allen kirchlichen Angelegenheiten sich breit. Durch das Heranwachsen der Parteien jener freiwilligen Christen innerhalb der letzten Jahrzehnte, besonders in den mittlern und untern Schichten der Bevölkerung, und durch die damit herbeigeführte Verschärfung des Gegensatzes ist die Gefahr drohend geworden, daß diese freiwilligen Christen sich des herrschenden Einflusses bei den kirchlichen Wahlen bemächtigen, daß Pastoren nur nach ihrem Sinn für den Dienst der Partei gewählt werden, und daß die Gleichgiltigkeit gegen die Kirche unter den öffentlichen Christen eine unheilvolle Ausdehnung gewinnt.

Es ist nicht die Meinung, daß diese Gegensätze zu beseitigen seien; das ist weder möglich noch wünschenswert. Sind sie doch nur eine eigentümliche Gestaltung der wohl überall sich findenden Gegensätze des religiösen, kirchlichen Lebens, ich meine der selbständigen überzeugten Christen und der mehr oder weniger nur von der kirchlichen Sitte und Gewöhnung abhängigen Christen. Solange es Gemeindeglieder dieser Art giebt, ist der Gegensatz notwendig, und es würde die Versumpfung des kirchlichen Lebens bedeuten, wenn er nicht vorhanden wäre. Allein die Salzkraft, die von den „freiwilligen Christen“ auf die ganze Gemeinde übergehen könnte und sollte, wird unterbunden und neutralisirt, sobald die „freiwilligen Christen“ zu einer kompakten Partei in der Gemeinde sich zusammenthun, die im ausschließenden Gegensatz gegen alle andern Gemeindeglieder stehen und mit diesen um die Herrschaft in der Gemeinde ringen. Eben dies ist ein schwerer Schaden einer nicht geringen Zahl von Gemeinden am Niederrhein. In Massengemeinden von 30000 bis 40000 Seelen ist eine Umbiegung jener schönen Kräfte aus dem Parteigetriebe in den praktischen Dienst der ganzen Gemeinde um so weniger möglich, als jene Leute ihr Parteitreiben natürlich als Dienst an der Gemeinde ansehen, obgleich es ihnen nicht verborgen bleiben kann, daß die Gemeinde darüber zerrüttet wird. Die erwünschte Umbiegung ist nur möglich, wenn auch die alte Tradition, die von dem festen und treuen Zusammenstehen aller Glieder derselben Gemeinde, von ihrer gegenseitigen Dienstleistung in Wort und That predigt, in neuer Form erwacht. Und diese neue Form ist die Herstellung einer Anzahl von kleinen Gemeinden aus den unbeweglichen großen Kolossen, ist die Inanspruchnahme aller tauglichen Gemeindeglieder zum Bau ihrer Gemeinde, ist die Handreichung aller an alle in der Seelsorgegemeinde. Reiche und vielseitige Hilfskräfte sind vor-



handen; es gilt nur die Halbheit in der Organisation der Gemeinden zu überwinden; und sie wird mit Gottes Hilfe überwunden werden.*) A—s

---

## Nero und die Christen

3

Wenn so nicht nur die römische Plebs, sondern auch die Gebildeten dachten, was war denn andrerseits der Eindruck, den solch furchtbare Verfolgung auf die Christen Roms und auf die christlichen Gemeinden draußen machte? Wenn Tacitus von einer „ungeheuren Menge“ spricht, die dem Wüten zum Opfer fiel, so ist das freilich ein rhetorischer Ausdruck: wir dürfen uns von der Größe der Gemeinde überhaupt keine übertriebne Vorstellung machen. Aber sie war schwer betroffen worden. Leider lassen uns nun, wenn wir nach dem Eindruck der Verfolgung forschen, unsre Quellen fast ganz im Stich. Wir besitzen ein Schriftstück aus den Kreisen der römischen Gemeinde, das ungefähr ein Menschenalter nach dem Ereignis abgefaßt ist und der Verfolgung an einer Stelle gedenkt. Ich meine den Brief, den die römische Gemeinde durch einen ihrer Beamten Namens Clemens gegen Ende des ersten Jahrhunderts an die korinthische Gemeinde gesandt hat. Dieses Schreiben hat den allgemeinen Zweck, die Korinther zur Einheit zu ermahnen und besonders vor Parteiumtrieben zu warnen, die ihre Spitze gegen die Beamten der Gemeinde richten. Clemens nimmt davon Veranlassung, eine Reihe von Beispielen aus alter und neuer Zeit dafür anzuführen, daß Neid und Eifersucht noch immer Böses im Gefolge gehabt haben. Nachdem er vom Leiden und Sterben der Apostel Petrus und Paulus gesprochen hat, fährt er fort:

> Diesen Männern von heiligem Wandel wurde eine große Menge Auserwählter zugesellt, die durch viele Mißhandlungen und Prüfungen, die sie aus Anlaß von Eifersucht erlitten, in unsrer Mitte das schönste Beispiel gegeben haben. Um der Eifersucht willen wurden Frauen verfolgt, als Danaiden und Dircen, mußten schreckliche und lästerliche Mißhandlungen schimpflich erdulden, blieben aber fest im Glauben trotz ihrem schwachen Leibe und trugen einen herrlichen Ehrenpreis davon.

Diese Schilderung aus der Feder eines Christen ergänzt uns den Bericht des Tacitus, zu dem sie sich nur durch die Beurteilung in Gegensatz stellt. Aus der Reihe der vielen Quälereien hebt Clemens ein Beispiel hervor, das uns zeigt, in welcher Weise die grausame Schaulust des rohen Publikums befriedigt wurde. Als Dircen mußten die Frauen leiden: wir werden an die berühmte Gruppe des farnesischen Stieres erinnert, die unter Augustus nach Rom gekommen war: Dirce, von Amphion und Zetus an die Hörner des wütenden Stieres gebunden, um geschleift zu werden. Wiefern man die Danaiden zum Vorbild der Folter nahm, läßt sich nicht deutlich erkennen. Jedenfalls verwendete man zur Aufführung mythologischer Szenen gern die zum Tode bestimmten Verbrecher. Clemens weiß als Christ, welcher Lohn die Dulder und Dulderinnen erwartet, und seine Worte zeigen uns, daß die römische Gemeinde das Andenken ihrer ersten Märtyrer hoch gehalten hat.

Dürften wir nur mit Sicherheit die bei Clemens kurz vorher erwähnten Leiden der beiden Apostelfürsten, wie sie die glorifizirende Nachwelt genannt hat, des Petrus und Paulus, auf unsre Verfolgung beziehen. Vom Ende des Paulus schweigt bekanntlich die Apostelgeschichte. Sie hat ihn nach Rom begleitet, wohin er selbst zur Verantwortung vor die kaiserlichen Behörden geführt zu werden wünschte. Ihr Bericht schließt mit den Worten: „Er blieb aber ganze zwei Jahre in seiner

---

*) Am 6. April d. J. hat Herr Hofprediger Stöcker in Barmen einen Vortrag über „Unsre kirchliche Lage“ gehalten. Nach dem ausführlichen Referat der Westdeutschen Zeitung Nr. 83 hat er folgende Karrikatur der Bestrebungen für die Seelsorgegemeinde sich gestattet: „Es giebt eine Richtung, die über diese Schwierigkeit [daß die Kirche allein auf Gottes Wort aufzubauen sei? oder: daß „man“ die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift preisgeben will? Die Beziehung ist im Referat nicht ganz deutlich] hinwegtäuschen will, die in der Liebesthätigkeit der Einzelgemeinde die Aufgabe der Kirche erblickt und alle Dogmen gleichgiltig ansieht. Diese Richtung ist ein Irrtum.“ — Für heute genügt gegen diese Auslassung wohl ein einfacher Protest. A—s

Mietwohnung und empfing alle, die ihn besuchten und verkündete das Reich Gottes, und lehrte von dem Herrn Jesus ganz offen, ungehindert." Die Chronologie seines Lebens läßt den Schluß zu, daß diese zwei Jahre ganz in die Nähe der Verfolgung führen, sodaß das Wahrscheinlichste immer bleibt, er möchte in ihr den Tod gefunden haben. Ueber Petrus dagegen haben wir nach der Angabe der Apostelgeschichte, daß er von Jerusalem weg und an einen andern Ort verzogen sei, keinerlei gesicherte Nachricht, nur daß er einmal in Korinth auftaucht und die Tradition ihn mit solcher Bestimmtheit mit Rom in Verbindung setzt, daß wenigstens an seinem Aufenthalt dort kaum gezweifelt werden kann. Die Legendenbildung der katholischen Kirche hat aber darüber hinaus einen Lebenslauf rekonstruirt, dessen „Thatsachen" schon bei dem Kirchenvater Hieronymus am Ende des vierten Jahrhunderts in zusammengedrängter Kürze folgendermaßen vorgeführt werden: Nachdem er in Antiochien gewesen und in Kleinasien missionirt hatte, ist Petrus nach Rom gekommen, hat dort fünfundzwanzig Jahre lang den bischöflichen Stuhl innegehabt und ist im letzten Jahre Neros, d. h. im Jahre 67, von ihm ans Kreuz geschlagen worden, und zwar mit dem Kopf nach unten, weil, wie er selbst versicherte, er unwürdig sei, wie sein Herr gekreuzigt zu werden. Und die Legende hat sich nicht dabei beruhigt, diese beiden Apostel als römische Märtyrer zu wissen. Sie hat ihnen noch den dritten zugesellt, Johannes, dessen Wirksamkeit niemals in den Occident hinüber gereicht hat. Tertullian, der afrikanische Rhetor, etwa anderthalb Jahrhunderte nach dem Ereignis, läßt sich im Schwunge der Rede zu folgendem Satze hinreißen:

O wie glücklich ist doch diese Kirche, in welche die Apostel die Fülle der Lehre mit ihrem Blute überströmen ließen, wo Petrus in der Weise des Leidens dem Herrn gleich gemacht, wo Paulus mit der Todesart des Johannes (nämlich des Täufers, also der Enthauptung) gekrönt, wo der Apostel Johannes, nachdem er, in siedendes Oel getaucht, keinen Schaden gelitten hatte, auf eine Insel verbannt worden ist.

Eben dieser Apostel Johannes ist es nun, in dessen „Offenbarung", wie noch heute vielfach angenommen wird, wir den Wiederhall des Eindrucks vernehmen sollen, den die neronische Verfolgung außerhalb der römischen Gemeinde gemacht hat. Man ist gern geneigt, auf Grund dieses Buches anzunehmen, daß das schreckliche Ereignis überall als etwas Epochemachendes empfunden wurde, daß die Christen, während sie bisher fast nur von Juden zu leiden gehabt hatten, auf einmal gewahr geworden seien, daß die römische Staatsmacht sich rüste, die messianische Gemeinde vom Erdboden zu vertilgen. In diesem Sinn bezeichnet ein bekannter Gelehrter die Offenbarung als das christliche Gegenmanifest gegen die Kriegserklärung des heidnischen Staates. Aber selbst wenn dies haß- und racheerfüllte Prophetenbuch, wie man Grund hat anzunehmen, kein jüdisches Buch wäre, das erst später mit christlichen Zusätzen versehen worden ist, so wäre doch zu jener Behauptung kein Grund vorhanden. Es ist nicht aus Anlaß der neronischen Verfolgung geschrieben. Es ist verfaßt, als das jüdische Volk um seine staatliche Existenz den letzten entscheidenden Kampf führte, als alle Hoffnung verloren schien und die römischen Soldaten die heilige Stadt von allen Seiten bedrängten. Es verkörpert die Stimmung, die aus den Augen des Hohenpriesters leuchtet, wie er auf Kaulbachs großem Bilde sich mit eigner Hand den Todesstoß giebt. Es ist, wie Mommsen treffend sagt, die „klassische Offenbarung jüdischen Selbstgefühls und Römerhasses". Aller Ingrimm des aufs Blut gequälten Volkes, aber auch die stolze Zuversicht auf den endlichen Sieg und die Niederwerfung der Feinde beim Endgericht spricht daraus. Das Tier, das aus dem Abgrund des Meeres aufsteigt mit seinen zehn Hörnern und sieben Köpfen, es ist das römische Reich mit seinen Herrschern und Beamten. Ihm hat der Drache, der Antichrist, seine Kraft, seinen Thron und große Gewalt verliehen. Vor ihm beugen sich die Völker der Erde und beten es an: Wer gleicht dem Tier und wer kann mit ihm kämpfen? Aber dieses Tieres Gewalt wird vergehen, wenn des Drachen Reich vergeht. Es wird geworfen werden in den See des Feuers, das mit Schwefel brennt. Und ein Vorzeichen solchen kommenden Endes ist dem Propheten



der Brand Roms gewesen, der Untergang der großen Babel den er deutlich genug in seine prophetischen Schilderungen verwoben hat und den er mit wildem Frohlocken verkündigt:

Gehet hinaus, ihr mein Volk, von ihr, damit ihr nicht teilnehmet an ihren Sünden, und von ihren Plagen, daß ihr sie nicht empfanget; denn ihre Sünden reichten bis zum Himmel, und Gott hat ihrer Frevelthaten gedacht. Vergeltet ihr wie sie gethan, und verdoppelt es gegen ihre Thaten; mit dem Becher, den sie gemischt, mischet ihr zwiefach; wie sie sich selbst verherrlicht und Ueppigkeit gepflegt hat, in dem Maße gebt ihr Qual und Leid, weil sie in ihrem Herzen spricht: Ich sitze als Königin und bin nicht Witwe und werde nimmermehr Trauer sehen. Darum werden ihre Plagen kommen an einem Tage, Tod und Trauer und Hunger, und sie soll im Feuer verbrannt werden; denn stark ist der Herr Gott, der sie richtet. Und es werden heulen und wehklagen über sie die Könige der Erde, die mit ihr Unzucht und Ueppigkeit getrieben, wenn sie sehen den Rauch von ihrem Brand, von ferne stehend aus Furcht vor ihrer Qual und rufend: Wehe, wehe, du große Stadt Babylon, du starke Stadt, daß in einer Stunde dein Gericht gekommen ist.

Von diesen Worten dürfen wir wohl einen Rückschluß machen auf die Stimmung der Juden und Christen in Rom nach dem Brande, und es wird uns auch von hier aus klar, mit welchen fanatischen Elementen man dort zu rechnen hatte.

Man darf sich über die Ausdehnung der Verfolgung nicht durch die spätere Tradition täuschen lassen. Schon früh ist die Vorstellung aufgetaucht, daß es Nero darauf abgesehen habe, die Christen im ganzen Reich auszurotten, und diese Auffassung ist auch in manches Geschichtswerk der neuern Zeit übergegangen. Doch darf sie jetzt als vergessen gelten. Für die Christen aber ist Kaiser Nero der Inbegriff aller Schändlichkeiten geworden, die neronische Verfolgung das Urbild aller Grausamkeiten des Staates gegen die neue Religion. Daß auch unter den Heiden Neros Andenken verrufen war, hat dazu wesentlich beigetragen. Wenn die Verteidiger des Christentums in Schrift und Wort, die sogenannten Apologeten, sich an den regierenden Kaiser wenden, so kommt es vor, daß sie im Feuer der Rhetorik die Geschichte zu kurz kommen lassen. Da lesen wir dann bei einem Tertullian:

Befragt eure Archive, dort werdet ihr finden, daß zuerst Nero das kaiserliche Schwert gegen unsre Religionsgesellschaft, besonders die zu Rom bestehende, wüten ließ. Doch eines solchen Urhebers unsrer Verwerfung rühmen wir uns sogar noch. Denn wer jenen Menschen kennt, wird zu ermessen vermögen, daß es gewiß nur ein sehr großes Gut war, was Nero verdammt hat. — — So waren immer unsre Verfolger ungerecht, gottlos, wollüstig; ihr selbst auch pflegt sie zu verdammen und die von ihnen Verurteilten zu begnadigen. Uebrigens zeigt uns aus der langen Reihe von Fürsten bis auf den heutigen Tag — Tertullian schreibt um 200 unter Kaiser Septimius Severus —, die in göttlichen und menschlichen Dingen weise waren, einen einzigen Christenverfolger auf.

Sehr geschickt wird hier mit dem Scheusale Nero operirt, der Advokat des Christentums glaubt eine unbedingt bejahende Antwort erwarten zu dürfen, wenn er, was jener verdammt hat, nun als ein großes, als das größte Gut preist. Aber er stellt den wahren Sachverhalt auf den Kopf. Das Blutbad unter Nero hat weitere Folgen nicht gehabt. Gerade der Kaiser aber, dessen Menschenfreundlichkeit und treffliche Staatsregierung auch ein Tertullian nicht hätte in Zweifel ziehen können, den spätere christliche Legende sogar in den Himmel versetzt, Kaiser Trajan, ist es gewesen, der zum erstenmal den grundsätzlichen Religionskrieg gegen die Christen eröffnet hat. Er hat das Christentum als Religion für vogelfrei erklärt, weil er seine Staatsgefährlichkeit erkannte. Ernst gemacht hat freilich mit diesem Grundsatz erst Kaiser Decius um die Mitte des dritten Jahrhunderts, zu einer Zeit, als sich breite Schichten der Bevölkerung mit dem Christentum ganz ausgesöhnt hatten, und der ursprüngliche Haß zurückgetreten war. Es ist ein großer Unterschied zwischen jener Christenhetze, die aus dem Wunsch eines Tyrannen und seiner Ratgeber hervorging, einen mißlichen Verdacht von sich abzuwälzen und weiter fortschreitend den Pöbel durch Maßregelung einer verhaßten kleinen Religionsgesellschaft zu befriedigen, und zwischen den systematisch angelegten Verfolgungen, die aus einem unabweisbaren Bedürfnis des Staates und seiner zielbewußten Regenten hervorgingen. Sie galten einer über das ganze Reich verbreiteten, in alle Schichten der Bevölkerung eindringenden und zu einer Macht im Staate auswachsenden Bewegung, die dem alten System den Tod

drohte. Decius, Valerian, Diocletian befanden sich in einer Zwangslage, aus der Constantin der Große das Reich nicht anders zu retten wußte als dadurch, daß er die Sache des Christentums zu der seinen machte. Die neronische Christenverfolgung dagegen ist weder zielbewußt noch zweckvoll gewesen, sondern in ihren Motiven wie in ihrer Ausführung nichts als ein Bubenstück schlimmster Sorte. Kr

---

## Aus Karl Geroks Nachlaß

Am Jahresfest eines Frauenvereins
(des Paulinenvereins zur Bekleidung armer Landleute)
Oktober 1850

Lassen Sie mich, geehrte Freundinnen, zur Feier unsers heutigen Jahrestags ein Wort aus Gottes Wort an sie richten. Wir haltens ja schon bei unsern gewöhnlichen wöchentlichen Zusammenkünften nach dem Spruch des Dichters:

*Zum Werke, das wir ernst bereiten,*
*Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;*
*Wenn gute Reden sie begleiten,*
*Dann fließt die Arbeit munter fort —*

und würzen unsre Arbeit gern mit der besten Rede, mit einer Betrachtung aus Gottes Wort. So soll denn Gottes Wort auch heute die Würze sein unsrer festlichen Zusammenkunft und uns allen zur Ermunterung werden das Wort des Apostels Paulus Gal. 6, 9: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Nicht müde werden im Gutesthun — das ist meine Bitte heut im Namen des Herrn an unsern Verein, und ich glaube, diese Bitte ist am Platz. Der Versuchungen zum Müdewerden im Guten giebts in unsrer Zeit leider genug. Es ist in den letzten paar Jahren soviel Großes angefangen und nicht vollendet, so viel Schönes gehofft und nicht erreicht worden, es scheint bis auf den heutigen Tag so ein böser Stern zu walten über dem Beginnen der Menschen und das Schlechte so übermächtig zu sein in allen Gebieten des Lebens, daß es nicht zu verwundern ist, wenn auch die Guten und Wohlmeinenden da und dort müde werden, wenn manches feurige Herz kalt, mancher beredte Mund stumm, manche fleißige Hand matt, mancher kräftige Geist mutlos werden und hinter sich gehen will mit dem Seufzer: es ist ja doch Mühe und Arbeit verloren in dieser bösen Zeit, an diesem verkehrten Geschlecht!

Und wie im Großen, so kanns auch im Kleinen gehn. Unser Verein hat zwar das schöne Vorrecht jedes stillen, bescheidnen Werkes, daß er unberührt bleibt von den Wechselfällen der Zeit; Arme, sagt der Herr, habt ihr allezeit bei euch. Die Nackten zu kleiden und die Blöße der Armen zu decken, das ist ein Werk christlicher Liebe, das von den Tagen der Jüngerin Tabea an bis auf diese Stunde seine Stätte gefunden hat zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Verhältnissen und das bestehen wird, so lange es auf Erden eine Armut giebt und ein Christentum. Aber dennoch, meine Freundinnen, können auch bei einem Werk, wie das unsrige ist, Anwandlungen von Ermattung im ganzen oder bei einzelnen eintreten, wo die Ermahnung am Platz ist: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden. Schon die Gewohnheit übt eine einschläfernde Macht. So lange die Sache neu, die Personen neu, pflegt auch der Eifer frisch zu sein, aber allmählich tritt so leicht der tote Gewohnheitsdienst an die Stelle der ersten Liebe und Begeisterung, aus dem jugendlich sprudelnden Quell wird ein seichter Bach, der Miene macht, als wollte er im Sande verrinnen. Dazu kommen niederschlagende Erfahrungen, die auch bei einem Werk, wie das unsre ist, nicht ganz ausbleiben können. Man sieht sich da und dort mit Undank belohnt; man kann beim besten Willen nicht soviel thun, als man möchte; man muß sich selber bei allem, was man thut, mit Wehmut sagen: Was ist das unter so viele? Man möchte in Stunden der Verzagtheit die Hand oft ganz vom Pfluge ziehn. Was sodann gleichfalls hin und wieder uns könnte müde machen im Guten, das sind kleine



Mißverständnisse, leichte Empfindlichkeiten — und wärens auch nur flüchtige Wölklein, die an der strahlenden Sonnenscheibe der Liebe und am heitern Himmel der Eintracht vorüberziehen, die aber dem Gang der Welt nach hin und wieder vorkommen können in einem Kreis, der eben, wir wollens in Demut bekennen, aus Menschen besteht, aus Frauen zumal, diesen zartbesaiteten, leichtverstimmten Wesen, von denen ein großer Schriftsteller und tiefer Herzenskenner (Jean Paul) nach einer langen Lobrede, die er ihnen gehalten, sagt: Ueberhaupt sind sie so weich, so milde, so teilnehmend, so fein, so liebevoll und liebenswürdig, daß es mir gar nicht in den Kopf will, warum sie — einander selbst nicht recht leiden können. Ferne seis von mir, dieses Wort auf unsern Kreis anwenden zu wollen, denn ich kann mir wahrlich nicht denken, daß wir bei einem Werk der allgemeinen Menschenliebe, das wir betreiben, je vergessen könnten die brüderliche, schwesterliche Liebe im eignen Kreis; nur andeuten wollte ich eine Klippe, vor der auch wir uns als ein christlicher Schwesternverein zu hüten haben im Aufsehen auf den Herrn, damit wir nicht müde und verdrossen werden. — Wenn dann überdies solche Persönlichkeiten, die durch ihr Wort oder Beispiel, ihren Eifer oder ihre Erfahrung, ihre Würde oder ihre Geistesgaben auf den ganzen Kreis belebend, kräftigend, zusammenhaltend einwirkten, diesem Kreis entzogen werden — ich gedenke an dieser Stelle neben andern unsres lieben Vorstandes, der auch bei diesem Jahresfest zu seinem wie zu unserm Schmerz durch schwere Krankheit aus unsrer Mitte ferngehalten ist — so kann auch ein solcher Verlust eine Lücke machen, darunter auf einen Augenblick das Ganze leidet und stockt.

Genug, meine verehrten Freundinnen, um anzudeuten, wie auch wir nie sicher werden dürfen, wie auch wir alle Ursache haben, uns selber an einem Jahrestag wie der heutige zu ermuntern und zu ermahnen: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden. Glauben Sie ja nicht, daß ich deshalb wirklich fürchte, unser teurer gesegneter Verein, oder auch nur einer in diesem Verein sei wirklich müde oder könnte müde werden. Nein, ich weiß, viele unter uns, ja die Meisten hängen an unserm Werke mit solcher Liebe und sind mit Herz und Seele so darein verwachsen, daß sie erst mit ihren Leben es aufgeben möchten. Zumal bei unsrer diesmaligen Jahresfeier ist so manches, was uns Mut und Freudigkeit, Lust und Liebe zu unserm Werk erhöhen muß, daß wir gerade jetzt weniger als irgend einmal, seit der Verein besteht, müde werden können und dürfen. Das ist vor allem der sichtbare Segen des Herrn, dessen wir uns im verflossnen Jahr erfreuen durften.

Blicken Sie in unsre Jahresrechnung hinein, so finden Sie, daß unsre Einnahme wie unsre Wirksamkeit sich in diesem Jahr gegen alle frühern bedeutend erhöht hat. Im vorigen Jahr haben wir eingenommen 933 fl., in diesem 1297 fl., im vorigen haben wir verwendet 883 fl., in diesem 1284 fl., im vorigen haben wir versendet an 152 Ortschaften 250 Gaben, in diesem an 225 Ortschaften 383 Gaben.

Gewiß ein erfreuliches Wachstum!

Wem haben wir dafür zu danken? Wir danken unsren lieben Mitarbeiterinnen allen, die auch in diesem Jahr nicht müde geworden sind, ihre Zeit und Kraft unserm Werke zu widmen, wir danken allen Gönnern und Freunden, die auch in diesem Jahr uns mit ihren Gaben nicht vergessen haben, wir danken unsrer unermüdeten Vorsteherin, die gerade in diesem Jahre durch ihre mutige, uneigennützige Thätigkeit uns eine reiche Quelle außerordentlicher Einnahmen eröffnet hat. Wir danken unsrer erhabnen Beschützerin, unsrer geliebten und verehrten Königin, die auch in diesem Jahr uns samt ihren königlichen und kaiserlichen Töchtern so manchen Beweis der Huld und Gnade, so manche reiche Unterstützung zugewandt hat und uns mit ihrer eignen königlichen Hand das schöne Beispiel treuen Fleißes in demütiger Arbeit gegeben hat. Aber vor allen und über allen danken wir unserm himmlischen Schutzherrn, unserm treuen Gott, der zu unserm Werke durch seinen Segen sich so sichtbarlich bekannt hat bis auf diesen Tag. Und weil wir so einen treuen Gott, so einen mächtigen Schutzherrn,

so einen reichen Schatzmeister im Himmel haben, und gerade im letzten Jahr gehabt haben, so lasset uns die Hand nicht vom Pfluge ziehen; lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.

Zumal zu diesem Segen Gottes so kräftige Ermunterungen kommen, die uns in neuster Zeit erst zu teil geworden. Der Geist der rettenden Liebe ist in dieser Zeit der Not neu erwacht in der Christenheit, davon kann Stuttgart im Jahre 1850 sagen. Uns allen sind noch im frischen Gedächtnis jene schönen Tage des Kirchentags und Kongresses für innere Mission, wo in dieser unsrer Stadt die edelsten Männer, die treuesten Arbeiter, die beredtesten Zeugen aus allen Landen sich zusammenfanden, um zu beraten, um sich und uns zu ermuntern zum Werke christlichen Erbarmens. Wie ein Frühlingswind, wie ein Pfingstwehen, erschütternd und belebend, beugend und erhebend ist jenes Fest durch unsre Stadt hingegangen; sollte nicht auch in diesem Saal, auch in unsern Herzen etwas zu spüren sein von den Nachwirkungen jenes Pfingstgeistes? Sollte es nicht unsern Eifer beleben, wenn wir denken: unser Verein ist auch ein Zweiglein, und zwar ein recht grünes frisches Zweiglein am großen Friedensbaum der innern Mission, der seine breiten Aeste über alle Lande schützend und segnend ausstreckt in den Stürmen und Gewittern dieser Zeit? Ja weil wir einen solchen Haufen von Zeugen um uns haben, weil durch Wort und Vorbild teurer Gottesmänner der Herr so sichtbar in diesen Tagen auch uns in seinen Dienst gerufen, so lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.

Umsomehr da die Not der Zeit uns so dringend dazu aufruft. Noch lastet über unserm Volk eine böse schwere Zeit, nicht bloß an den fernen Grenzen unsers deutschen Vaterlandes, sondern auch rings um uns in unserm vielfach verarmten müden Volk. Der Winter steht wieder vor der Thür. Tausende von Armen, zitternde Alte, darbende Kranke, frierende Kindlein strecken uns bittend ihre Hand entgegen und blicken sehnsuchtsvoll nach unsern Vorräten. Wir wollen uns freuen, daß wir helfen können, daß wir wenigstens da und dort können Freude einlegen in der Hütte eines Dürftigen. Ja, weil noch so viel Not ist um und um, weil es so süß ist für ein Menschenherz, für ein Christenherz, Thränen zu trocknen und Seufzer zu stillen, so lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.

Und endlich ein Grund, der für alle gilt bei einem Christenherzen: der Herr verlangts. Sein Gebot ists: Brich dem Hungrigen dein Brod und so du einen Nackten siehst, so kleide ihn. Seine Mahnung ists: Was ihr gethan habt dem Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Seine Verheißung ists: Zu seiner Zeit werdet ihr auch ernten ohne Aufhören. Darum wer ein Herz hat für den Herrn, der wird auch eine Hand haben für die Brüder heut und immerdar. Wer seinen Heiland liebt, der wird auch gerne fortarbeiten auf des Herrn Wort an des Herrn Werk, der wird denken: sei ich der erste im Verein oder der letzte, habe ich Ehre davon oder keine, ernte ich Dank oder Undank, genug, der Herr wills, der Herr lohnts. Darum, meine Lieben, weil wir ja doch alle gewiß in des Herrn Dienste hier stehen, um des Herrn willen hier arbeiten, und nicht aus irgend einem selbstsüchtigen Grund — o so lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn so wahr des Herrn Wort gilt, zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Dazu gieb du selbst deinen Segen, o Herr Jesu, du König der Liebe, du Heiland der Armen! Wir danken dir für allen Segen, den du bisher auf unser geringes Werk gelegt. Wir bitten dich, laß auch ferner deinen Segen ruhn auf unsrer Arbeit. Segne alle Gönner und Wohlthäter unsers Vereins und laß uns auch ferner offne Herzen und Hände bei ihnen finden. Segne unsre Zusammenkünfte und gieb uns, so oft wir beisammen sind, zu unsern Arbeiten und Beratungen deinen Geist, den Geist des herzlichen Erbarmens, der schwesterlichen Eintracht, der selbstverleugnenden Demut, der christlichen Weisheit, der unermüdeten Geduld, des unverdrossnen Eifers für dein Reich. Segne unsre Gaben an den Empfängern und hilf, daß sie nicht nur die leibliche Blöße decken, sondern auch das geistige Auge der Armen emporlenken in Dank und Vertrauen zu dir, dem großen Armenfreund. Segne, o du reicher Herrgott, auch die, an denen wir nichts thun können mit unsrer schwachen Kraft und unsern armen Mitteln. Steure dem Jammer und der Not, der Sünde und dem Verderben unter unserm armen Volk, hilf deinem Volk und segne dein Erbe! Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe!

Du wirst dein herrlich Werk vollenden,
Der du der Welten Heil und Richter bist;
Du wirst der Menschheit Jammer wenden,
So dunkel jetzt dein Weg, o Heilger, ist;
Drum hört der Glaub nie auf, zu dir zu flehn,
Du thust doch über Bitten und Verstehn! Amen.

---

## Verschiedenes

**(Die christliche Glaubenslehre)** in apologisch-rationeller Fassung und Begründung für die studirende Jugend und nachdenkende Christen aller Stände. Von Eugen Hölder, Stuttgart 1889. 382 S. 4,50 Mark. Für nachdenkende Christen aller Stände ist dieses Buch wohl kaum geeignet. Es enthält zu viel eigentliche Theologie, als daß es andern als den gelehrten Ständen angehörigen Lesern durchweg verständlich sein könnte. Es versucht eben das, was „die Christliche Welt“ angestrebt hat: den Ertrag der theologischen Arbeit der Gemeinde zu vermitteln; und deshalb wird den Lesern unsers Blattes eine etwas eingehendere Beurteilung willkommen sein.

Den Bedürfnissen der fortgeschrittnen Geistesentwicklung entsprechend will der Verfasser den christlichen Glauben begründen. Es fragt sich vor allem, mit welchen Mitteln er diese Aufgabe zu lösen versucht hat. Mit der kirchlichen Lehre sieht er die heilige Schrift als die Quelle der Lehre an; dagegen lehnt er die falsche Norm ab, die sie für die Auslegung der Bibel annehme: die menschliche Autorität der Kirche. Nicht eine andre, sondern nur die eigne Vernunft könne dem Forscher Norm sein. Auch für die religiöse Erkenntnis gelte: nur das kann wahr sein, was vernünftig ist. Wenn nun auch das, was die Bibel hinsichtlich der Weltanschauung und unsers Seelenheils lehrt, als die „vernünftige und gottgefügte Lösung“ der religiösen Fragen sich erweise, so seien doch nicht bloß die Erzählungen, sondern in Nebenpunkten auch die Lehrausführungen der Bibel mit manchen in sich selbst undenkbaren und begriffswidrigen Vorstellungen behaftet. Daher sei das Menschliche in der biblischen Lehre von dem Göttlichen, die unhaltbaren Vorstellungen von den zugrundeliegenden richtigen Begriffen zu scheiden; es sei eine Kritik zu üben, deren Maßstab für jeden einzelnen seine eigne Vernunft sei. Damit ist nicht bloß das logische Denken gemeint, sondern gerade in der Religion soll die höchste Stufe der Vernunft zu Worte kommen: „der im Herzen wurzelnde Feinsinn für die übersinnliche Wahrheit“. Und dieser Vernunft erscheine das Uebersinnliche, z. B. die Wirklichkeit Gottes, die persönliche Fortdauer, gar nicht als übervernünftig, sondern als recht vernünftig und der Glaube daran als ganz rationell. Durch solch ein Verfahren, meint der Verfasser, würden die Glaubenssätze als rationell begründet erscheinen, und darin liege zugleich ihre Verteidigung.

Es treten hier ganz offenbare Mängel zu Tage. Obwohl der Verfasser manchen Glaubenssätzen ein eindringendes Nachdenken gewidmet hat, so ist er doch über die entscheidenden Vorgänge zu schnell hinweggegangen. Was Glaube ist, ist durchaus nicht genügend erörtert; wie weit das Vermögen der Vernunft reicht, wird nicht gründlich untersucht. Es ist sicher eine höchst berechtigte Forderung, daß der christliche Glaube als vernünftig nachgewiesen werde. Es wird sich niemand dabei beruhigen können, daß er wider die Vernunft sei; er kann auch nicht schlechtweg über die Vernunft hinausgehen, denn er würde uns dann unzugänglich bleiben. Aber ebenso gewiß ist der Weg, den der Verfasser einschlägt, nicht richtig. Die Vernunft soll der Maßstab sein, wonach die Bibel, d. h. die Urkunde über die göttliche Offenbarung, kritisirt wird. Um solch ein Maßstab sein zu können, muß sie offenbar einen bestimmten Inhalt haben. Und diese Vernunft mit den ihr feststehenden Anschauungen und Überzeugungen würde des Richteramts über die göttliche Offenbarung zu walten haben. Außerdem soll dargethan werden, daß die Offenbarung vor ihr sich rechtfertigen läßt. Nun hat aber der Inhalt der Vernunft im Laufe der Geschichte gewechselt. Was früher als vernünftig galt, ward nicht selten später von der Vernunft verworfen. Wenn also der Verfasser die Vernunft ohne weitres in die Glaubenslehre einführt, so bietet er uns eine Größe, die gar nicht greifbar ist. Redet er doch sogar stets ausdrücklich von der Vernunft des einzelnen. Ich denke, der christliche Glaube wird Verwahrung dagegen einlegen, daß die menschliche Vernunft in irgend einer Weise der göttlichen Offenbarung übergeordnet werde. Die Aufgabe, den christlichen Glauben als vernünftig nachzuweisen, kann also nicht dadurch gelöst werden, daß die Vernünftigkeit der einzelnen Glaubenssätze dargethan wird. Es würde dann stets die Verlegenheit entstehen, vor dem Tribunal welcher Vernunft dieser Nachweis geführt werden soll. Sondern nur so kann die Aufgabe gelöst werden, daß gezeigt wird, es ist vernünftig, an die Offenbarung zu glauben. Denn auf die letzten und höchsten Fragen, die die Vernunft überall und von jeher gestellt hat, giebt die Offenbarung die Antwort, welche die Vernunft aus sich selbst nicht finden kann. Das, was Hölder „Feinsinn“ für das Uebersinnliche nennt, ist nichts anders als das allgemeine Verlangen nach einem höchsten überweltlichen Gute, das im Gemüt, im Willen seinen Sitz hat. Diesem Verlangen kommt die Offenbarung

entgegen. Sie thut das höchste Gut kund, das die Vernunft fordert. In dem Gedanken des höchsten Gutes begegnen sich Vernunft und Offenbarung, so daß nun nachzuweisen ist, daß das höchste Gut im christlichen Sinne, das Reich Gottes, den Forderungen der Vernunft entspricht. Gelingt der Beweis, dann ist dargethan, daß es vernünftig ist, an die Offenbarung zu glauben.

Liegt die Sache so, dann ist auch klar, daß nicht eine beliebige Vernunft nach ihren Maßstäben die Bibel kritisiren kann. Soll in dem Bibelwort das Notwendige von dem Zufälligen geschieden werden, so kann das vielmehr nur nach Maßstäben geschehen, die in der Offenbarung selbst gegeben sind. Der Verfasser sagt gelegentlich, die Vernunft müsse freilich durch den Geist Gottes erleuchtet sein. Das ist ein sehr wichtiger Gedanke, der doch nur besagen kann, daß durch die innige Versenkung in die Bibel es der Christenheit mehr und mehr gelingen müsse, zu erkennen, welche die wichtigen und notwendigen Grundgedanken des christlichen Glaubens seien, und danach die Nebengedanken und das Unwesentliche festzustellen. Dann wird die Bibel beurteilt nach Maßstäben, die die Offenbarung bietet, und nicht nach den fremdartigen Maßstäben irgend einer Vernunft.

Hätte der Verfasser in dieser Weise seine Kritik geübt, so würden manche seiner Ausführungen namentlich für die nichttheologischen Leser weniger verletzend ausgefallen sein. Wie sie dastehen, werden sie doch manchen Anstoß erregen. Unumwunden werden die biblischen Wunder für fromme Sagen erklärt; Jesus ist der eheliche Sohn Josephs und der Maria; sein Leib ist im Grabe verwest. Daß das ausgesprochen wird, ist nicht ungewöhnlich und an sich nicht zu beanstanden; wohl aber ist die Art, in der es begründet wird, zu beanstanden. Das Entscheidende ist doch offenbar, ob die Annahme dieser Erzählungen auf dem Standpunkt des Glaubens notwendig ist oder nicht. Ergiebt sich das Erstere, so will das Bedenken, sie seien nicht denkbar, wenig besagen. Im andern Fall hat die Glaubenslehre nur ihren religiösen Kern zu beachten; das Uebrige mag sie der geschichtlichen Kritik überlassen. Dagegen bewegen sich Ausführungen wie die, die der Verfasser über die Fähigkeit Christi, nach seinem Tode zu erscheinen, giebt, auf einem Gebiet, auf dem weder der Glaube noch die Vernunft irgend welche sichere Schritte thun kann.

Augenscheinlich hat sich der Verfasser von der Vorstellung, die Offenbarung sei eine Quelle übernatürlichen Wissens, nicht losgemacht. Ist sie das, dann kann die Vernunft auf Grund des offenbarten Wissens ihre Schlüsse ziehen, es erweitern und kühn in alle Geheimnisse eindringen. So unternimmt Hölder z. B. anzugeben, wie man sich die innern Verhältnisse der Dreieinigkeit zu denken habe. Aber auch die Offenbarung hat ihre Grenzbegriffe; sie ermöglicht es uns keineswegs, alles zu wissen, was wir wissen möchten. Mit dieser irrigen Auffassung von der Offenbarung und der Überschätzung der Vernunft hängt es zusammen, wenn der Verfasser erklärt: Was die Bibel lehrt, ist alles wahr und bildet den Kern ihres Inhalts; was sie erzählt, ist überhaupt nur die Schale um den Kern. Als die Vernunft des griechischen Altertums in den christlichen Glauben eindrang und ihn zum Wissen zu erheben suchte, mußte die Bedeutung des geschichtlichen Lebens zurücktreten. Aehnliches wiederholt sich immer wieder; aber es vermag nicht aufzukommen gegen die Thatsache, daß gerade in dem geschichtlichen Leben Christi uns die vollkommne Offenbarung Gottes gegeben ist.

Hölders Glaubenslehre setzt sich auf Schritt und Tritt mit der orthodoxen Dogmatik auseinander. Von ihr hat er auch die Disposition der Glaubenslehren übernommen. Wenn die Offenbarung eine Quelle übernatürlichen Wissens ist, dann lassen sich die Glaubenssätze in objektiver Folge ordnen: Gott existirt, er schafft, er erlöst, er heiligt, er vollendet. Doch eine überzeugende Einsicht in die Gedanken des Glaubens und ihren Zusammenhang ist so schwerlich zu erreichen. Sie wird nur dann möglich sein, wenn die einzelnen Glaubensgedanken beherrscht sind von dem Gedanken des höchsten Guts des Christen, vom Reiche Gottes, wenn die christliche Weltanschauung von diesem Gedanken aus entworfen wird. Das würde auch dem Evangelium, das Jesus verkündigt hat, genau entsprechen. Vom Reiche Gottes ist aber in dem vorliegenden Buche nur nebenbei die Rede. J C

**(Berichtigung.)** Zu unsrer Freude dürfen wir mitteilen, daß Charles Sekretan nicht, wie in dem Aufsatz über Gaston Frommel in Nr. 18 d. J. Sp. 400 angenommen war, gestorben ist, sondern frisch und gesund unter den Lebenden weilt und als Professor in Lausanne wirkt. Zu berichten ist ferner, daß Frommels Aufsatz über Schérer erst mehrere Jahre nach Schérers Tode geschrieben ist; dadurch verliert die Beurteilung wesentlich an Schärfe. D R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt"**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18.

Statt besondrer Meldung

Es hat Gott gefallen, Mittwoch den 11. d. M., am Tage meiner Uebersiedlung nach Frankfurt, in Schönbach meinen lieben Vater

**Moritz Leberecht Rade,**

emeritirten Pfarrer von Berthelsdorf bei Herrnhut, im 78. Lebensjahre aus dieser Welt abzurufen. Möge der Friede Gottes, den er hatte und der von ihm ausging, den er nun vollkommen schmecken wird, als ein rechtes Segenserbe bei uns bleiben!

Zugleich im Namen der Meinigen

**D. Martin Rade,**
Pfarrer an der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

**Pfarrhaus**
E. j. geb. Mädch., perfekt in häusl. Arb. u. im Engl., sucht in solch. od. anderm christl. Hause Aufnahme als **Stütze der Hausfrau,** zugl. um hier geist. Fortbildg. z. erhalt. Ev. Pens. gezahlt. Offerten erbeten unter **M. W. 16 Dresden Hauptpostlag.**

Von der anerkannt **vortrefflich gel. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast",** hrsg. von **D. Sachsse,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fko. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

## Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.

Unter Leitung von Schwestern der Diakonissenanstalt in Flensburg. — Für einen vierwöchentlichen Turnus Aufnahme von je 25 Kindern. Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 M., alles inbegriffen. — Drei halbe Freistellen.

**Eröffnung der Anstalt 15. Mai.**

Anmeldungen nehmen entgegen: **Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebadedirektor Dr. Pollacsek in Westerland.**

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig, Querstraße 14

**M. Franz Julius Bernhard**

## Biblische Konkordanz

mit **Kasualem Text- und Allgemeinem Spruchregister** gr. Lexikon 680 Seiten; 7. Auflage. **Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.**

Unsre Konkordanz zeichnet sich durch das beigegebene **Kasuale Text- und Allgemeine Spruchregister** vor allen Konkurrenzausgaben aus und um den Besitzern andrer Konkordanzen die Anschaffung der beiden obengenannten Register zu ermöglichen, liefern wir dieselben **apart zu je 2 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, resp. gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

## Genossenschaftlicher Wegweiser

**Zeitschrift für ein sozial-reformat. Genossenschaftswesen**

☛ Eignet sich vorzüglich zum Inseriren ☚

weil er nicht nur vielen Geschäftsleuten, sondern auch hohen Beamten, Gutsbesitzern u. s. w. zu Gesicht kommt

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats und kostet per Zeile 30 Pf.
Abonnement 4 Mark halbjährlich

**Bei Wiederholung höchster Rabatt** ⁕ **Probe-Nummern gratis**

**Aktien-Gesellschaft „Pionier"**
**Berlin SW., Königgrätzerstraße 70**

## La Bocaina

**St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage**
allgemein beliebt
**elegante volle Form**
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
**Preis per Mille Mark 72.—**
verpackt in $^1/_{10}$-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
**Hierzu eine Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg**